



Berlin, den 27. August 1898.

Die dritte Leonore.

Zwei Frauen schreiten durch Belriguardos traurig stimmende Blütenpracht: die Schwester des Herzogs von Ferrara und die Gräfin von Scandiano. Beide hören auf den Rufnamen Leonore und Beide dürfen im Innersten, im Allerheiligsten oder Unheiligsten der Seele, in das kluge Damen selbst dem Geliebten nie den Eintritt gestatten, sich für die Heldinnen der Gedichte halten, die aus dem dunklen Grün der schlanken Bäume den Gruf des Genius durch die prangenden Schloßgärten seuzen und deren holder Gegenstand stets Leonore heißt. Ungleich aber ist ihres Wesens Art, ungleich ihr Wille und ihre Vorstellung. Die Gräfin ist Frau und Mutter, die Prinzessin wird als Jungfrau welken; die Gräfin ist kerngesund, die Prinzessin durch langes Siedethum fast schon aufgezehrt und krankhaft vergeistigt; die Gräfin liebt und sucht die Geselligkeit, die Prinzessin bleibt gern einsam und hält sich, wenn ein Frösteln auf ihrer feinen Haut die spärlichen Härchen sträubt, in das Höhenbewußtsein der stolzen Seelen. Leonore Sanvitale klammert sich mit allen Nerven ans Dasein, dessen freundliche Gewohnheit sie nicht wissen möchte und mit dem sie selbst in schlimmen Stunden sich abzufinden weiß; sie hat ihren Mann, ihre Kinder, hat da und dort eine Freundin oder auch einen Freund, mit denen sie gemeinsam die Wonnen eines von niedrigen Sorgen und Kummernissen freien Lebens genießt und deren Gedanken und Empfindungen sie, wie ein dürstendes Pflänzlein den Morgenthau, gierig mit allen Fasern auffaugt. Sie verschmäht, in den einer vornehmen Frau und ehrbaren Gattin gezogenen Grenzen, auch galante Spiele nicht, denn sie paßt in die Welt, der sie durch Geburt und Erziehung angehört, und hat am florentiner Maecenatenhofe gelernt, daß ein anmuthig die Numpheit abwehrendes Getändel mit geistvollen Männern den Reiz einer jungen Mutter erhöht. Sie will liebenswürdig

sein und ist es, weil sie harmonisch scheint, weil keine Kluft ihr Wollen von ihrer Vorstellung trennt und sie im Plaudern, Lachen und Ländeln ihre heitere Lebensauffassung nicht eine Sekunde verhehlt. Aus bunten Blumen windet sie, als wir sie kennen lernen, den Kranz und krönt damit Ariost, „ihn, dessen Scherze nie verblühen“; und sie entschwindet unserem Blick, entschwindet dem Blick des in seines Wesens Tiefe zerstückten Genius, dessen furchtbare Bedrängniß ihr nach Freiheit langender Sinn gar nicht ahnt, mit der Hoffnung auf „ein glücklich Wort“. Diesem dauerhaften Daseinskinde gleicht in der kühlen Mondscheinmatur Leonores von Este kein einziger Zug. Das ruhige Gleichgewicht bescheidener Seelen blieb ihr versagt. Sie strebt über den engen Pflichtenkreis der Frau, über die zierlich gepugte Nüchternheit eines Fürstinnendaseins hinaus, zu den Eisgebilden empor, wo die Genien thronen und in finsternen Gewitternächten die großen, verheerenden Leidenschaften sich in Blitz und Donner entladen. Dann schlottert unten im Thal den Schwachen das Gebirn, sie löschen das Licht, das dem gefährlichen Feuer den Weg weisen könnte, und wickeln sich bis an die Stien in die wärmende Decke. So thun die ihrer Schwachheit sich Bewußten; die Schwächeren aber, die sich stark glauben, weil sie sehnd die Herrlichkeit der Kraft empfinden, verlassen in solchen Nächten ihr weiches Lager, reißen die Fenster auf und starren verzückten Auges in den Feuerzauber hinaus, — bis ein jäh niederfahrender Blitz sie ins Dunkel zurückscheucht. Das war das Schicksal Leonores von Este. Ihr Geist ward früh erregt, ihren schwachtenden Sinnen fehlt die Kraft der Gesundheit und so kann von der Klippe der Vorstellung auf den Fels des Willens der Sprung nicht gelingen. Herman Grimm hat gesagt, Leonore „mache uns den Eindruck einer blühenden Rose, die, abgeschnitten in einem kostbaren Kristallglase stehend, den Kopf zu senken beginnt. Ihr Duft ist im Garten nie von Jemandem eingefogen worden. Niemand hat sie gepflückt, weil er sie schön fand. Der Gärtner hat sie abgeschnitten. Ihr Loos ist, auf einem goldenen Tische stehend, umsonst die Blätter zu verlieren.“ Das Bild lobt den Meister, dessen feiner Spürgeist auch den um seinen Glücksvest eifersüchtig besorgten Krankengeizismus Leonores gefühlt hat. Aber wurzelt die Tragik dieser von einem Enttäuschten und trotz der Enttäuschung unter Schmerzen noch Liebenden gesehenen Frauengestalt nicht eigentlich darin erst, daß sie mehr sein will als eine auf goldenem Tisch im schlanken Kelchglas leid sich entblätternde Rose? Durste dem Blick des Betrachters wirklich das Wichtigste entzogen werden: die Kluft, die den Willen von der Vorstellung der Prinzessin scheidet? Die nach langer Krankheit dem Leben Erhandene, noch immer von zärtlicher Wärterflege umhögte sehnt sich nach Leidenschaft und sucht, wie Semsele, den gewaltigen Donnerer; aber ihre verzärtelten Nerven erschrecken wehleidig beim ersten Schlag, ihr in der Stubenluft geschwächter Körper biegt sich ängstlich beim Nahen des Sturmes und der Ausbruch der Leidenschaft jagt die Entsetzte in den Frieden ihres Jung-

frauengemachtes zurück, wo schwere Vorhänge den Widerhall des Gewitters dämpfen und kein Spältchen dem Wirbelwind Einlaß gewährt. Die Rose muß im kristallinen Zierglaste bleiben; sie taugt nicht auf Eisgebilde, nicht in die Tropenzone der großen Leidenschaften. Leonore Sanvitale ist stark, weil sie sich in ihrer Sphäre bescheidet und nicht mehr erstrebt, als sie erreichen kann. Leonore von Este ist schwach, weil auf selbst gebauten Luftschlößern sie der Schwindel befällt, weil ihre Lebenskraft zu gering, die Temperatur ihres Wesens zu kühl ist, als daß sie auf Gletschern zu athmen vermöchte, und weil sie, um sich nach langem Frösteln endlich zu erwärmen, muthwillig ein Feuer entfachte, dessen Gluthauch ihre empfindliche Haut nicht ertragen kann.

Zwei nie aussterbende Frauentypen gab Goethe uns. Sein ruhiges, klares Auge, dessen Sicherheit nur getrübt wurde, wenn er „seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufblickte und ihn Werther, Egmont, Tasso nannte“, sah sie all in ihrer adeligen Reine; aber sie lebten vor ihm und nach ihm in der Welt der Wirklichkeit und der Dichtung. In der Zeit des verwirrten Gefühles, deren Werden den alles Neue unwillig abweisenden Greis noch zu ärgerlichem Widerspruch aus dem Patriarchenpalast lockte, wurde die Gräfin von Scandiano zur herzlosen Weltkame, der Alles nur Sensation ist und die sich des schändlichsten Spieles mit Männerchicksalen nicht schämt, — zur blendend schönen und bösen Fee im Reich der dualistischen Romantik. Das heitere Hellenenthum der Klassikerzeit war, wie nach Euphorions Fall einst die Heldin des homerischen Krieges dem Arm des mittelalterlichen Vuhlen, entwichen, nur das Kleid und der Schleier der Holden blieben zurück und Fausts aus größerem Stoff geformte Söhne hatten nicht mehr die Flugkraft, die nöthig gewesen wäre, um von so leichtem Gespinnst sich über das Gemeine hinwegtragen zu lassen. Velriguardos blauer Himmel hatte nur ein dünnes Staubgewölck getrübt, das aus den Nordergräften einer großen Vergangenheit aufgestiegen war und nur dem historischen Sinn wahrnehmbar wurde; die Last der Erinnerung an die Heroentage der Italer legte sich leise auf die empfindsamen Seelen und hemmte die Lust an den kleineren Menschenmaßen der Gegenwart, in der zarter gebaute, zum Schöpferwerk nicht gestärkte Epigonen ihr zierliches Wesen trieben. Jetzt war ein neues Geschlecht erstanden, das auf ein eigenes Leben ein unbestreitbares Recht zu haben wähnte, und die Welt der Dichtung wurde „schlecht und modern“, wurde sardanapalisch. Das mußte sich zuerst an den Frauengestalten zeigen. Ruffsats Marco-Typus kam auf, in den süßesten Wonnen spendete fürchterlich schöne beautés de nuit den brünstig Umklammerten Bitternisse und das alte christliche Schreckgespenst der Verführerin wurde in den verschiedensten Masken wieder vor den Blick der poetische Spiegelung der Wirklichkeit Suchenden gerückt. Bei der ganzen internationalen Byronbrut kann man ihre Spur finden und bis in unsere

Tage dehnt sich ihr Reich: in der Dalila Feuilletts, des Familienmuffet, und in den pöbelhaften Reizen Ranas sind ihres Wesens Züge eben so zu erkennen wie in der Heldin der Kreuzersonate, in Strindbergs wüsten Weibern, in den witzigen „Salondamen“ unserer läppischen Gesellschaftstücke, in der Femme de Claude und den Versuchten unserer scheinbar Modernsten, deren dreiste Knabenhand die Schätze keiner Zeit und keiner Zone schont. Gustav Freitag, der Epiker der erwachsenden Händlerwelt, der den Sturm und Drang des Jungen Deutschlands säufigte und die Bourgeoisie mit der Romantik versöhnte, schuf noch einmal eins von den dauerhaften Daseinskindern nach dem Muster der zweiten Leonore und nannte sein Landfräulein Adelheid, gab ihm also den Namen der Teufelin, an deren höllisch sengendem Feuer sich Goethes erste erotische Flammen entzündet hatten; aber dieser Versuch, Reinheit und Lebensfreude, Humor und Gebäretinnenkraft in einer Frauengestalt zu verkörpern, blieb vereinzelt — Josas Karoline und die Heldin der Joie de vivre haben, wie Ibsens Lona Hessel und Ella Rentheim, einen Stich ins Bittere — und konnte die Schreckensherrschaft der schlimmen Damen nicht hindern . . . Und die Prinzessin? Ach: sie stieg von ihrem Thron, wagte den Schritt in die ehrfurchtlose Bürgerlichkeit und erlebte ein leidvolles Schicksal. Auf dem goldenen Tisch, im kostbaren Kristallglas ließ sich zur Noth noch leben; nun wurde die bleiche Rose auf den plump gezimmerten Eßtisch gestellt, zwischen billiges Porzellan und grobe Bestecke, schmausend saßen die Männer herum und die Base, in der sie vertrauern mußte, war aus dem Markbozar und mit schlecht filtrirtem Röhrenleitungswasser gefüllt. Manchmal brach ein fecker Knabe das Köstlein vom Stiel und dann starb es nach der ersten schwülen Sommernacht; meist aber welkte es unbeachtet zwischen Eßern und Trinkern und die zarten Blätter wurden von der Köchin dann in den Müllimer gefehrt. Leonore suchte noch immer das Wunderbare, die große, erlösende Leidenschaft; nun aber, da die Schranken, die sie vom Gewimmel schieden, gefallen waren, entsetzten ihre krankhaft verfeinerten Sinne sich noch mehr vor jedem Windhauch, der jetzt üble Dünste herwehte, sie fand sich nach Gewitternächten in der erkälteten Welt nicht zurecht und von der Klippe der Vorstellung führte auf den Fels des Willens kein rettender Steg. Einzelne wagten den Sprung, kamen leuchtend drüben an, bemühten sich, unter verweichlichten Männern männlich zu werden, rissen für kurze Stunden das lange neidisch ersehnte Initiativrecht an sich, — und wurden, wenn das Ewig-Weibliche sie während der kritischen Monatstage herabzog, von einem mit dem Säbel rasselnden Achill oder einem jobbernden Holofernes unter Hohngelächter zertreten. Die Anderen bewahrten weinend die von keinem Räuber begehrte Jungfernschaft oder flüchteten in eine lustlose Notheze, eine vom Priester oder vom Standesbeamten geweihte Unvermögensgemeinschaft, die der Mann am Stammtisch seine Ehe nennt; die Frau schweigt, betreut ihre häusliche Pflicht,

läßt sich von der Mutter erzählen, wie gut es war, daß sie noch rechtzeitig untertriehen konnte, und stöhnt nur der einzigen Freundin schluchzend das Weh aus, unbefriedigt, unverstanden zu sein. Die Freundin denkt: „Die arme Lore ist hysterisch geworden“, und nimmt sich vor, mit dem Ehemann nächstens ein ernstes Wort zu sprechen. Und die unselige Frau schafft sich die kleine Damenausgabe des Zarathustra an, legt sie ins Buffet unter ihr Wirthschaftsbuch und träumt von Titanenkraft und Hochgebirgsgletschern, während sie dem Dienstmädchen für die große Wäsche die Kalen, Tischtücher, Servietten und Hemden zuzählt, — träumt, auf Zarathustras steilem Gedankenpfad, von tanzlustigen Männern und gebärtüchtigen Weibern, während der von Luesqualen gepeinigte Eheherr dem Spezialarzt, der ihm zur Reise nach Aachen rath, als mildernden Umstand berichtet, an seiner lieben Frau habe vor Jahr und Tag schon der berühmteste Frauenarzt der Hauptstadt die Ovariectomie vollzogen.

Hebbel, Dumas, der Bastard des bis unter den wallenden Helmbusch verschuldeten père prodigue, und Ibsen wurden die Hauptdichter dieser Frauen, deren Ahnenreihe bis in die mythische Welt der Nibelungen zurückreicht. Hebbel sah mit männlicher Verachtung auf sie herab, — oder, richtiger: mit dem Verachtung heuchelnden Zorn des Mannes ohne ruhige Härte, der sich in seinen Sinnen von schwächeren Wesen abhängig fühlt und im Haß für die liebend erduldeten Qual Rache sucht; er schmälte sein Leben lang mit den Vernünftigen und rief ihnen triumphirend zu, die Tulpenzwiebel müsse, wenn sie ihr Glas zerprengt, unrettbar verdorren. Die Damen lüchelten oder weinten und wühlten im Stillen doch hurtig fort, um ihren Trieben mehr Raum zu schaffen. Dumas, der von den Dummen und den Oberflächenbetrachtern für leichtfertig gehaltene christliche Moralist, blickte die Kermsen mitleidig an. Auf seinen Lippen brannten noch die Küsse der schlimmen Weiber, der Brunstthierchen, von denen er mit der Unerbittlichkeit eines biblischen Richters später sagte: Ce n'est pas la femme, ce n'est pas même une femme, elle n'est pas dans la conception divine, elle est purement animale; c'est la Guenon du pays de Nod, c'est la femelle de Caïn, tue-là! Er ließ den Typus des instrument de plaisir den Naturalisten, die lärmend die von ihm gepflegte Scholle beschritten, und wandte sich zu den Pulverinnen aus feinerem Stoff, die der in Leidenschaften ermüdete Freund der Frauen nun gar zärtlich lieblos und tröstend ein Stück auf ihrem Dornenwege begleitete. Und endlich kam vom Norden her der Kronpräsident im Reich des Feminismus, schenkte der entzückten Gemeinde Nora, Helene Alving und Ellida Wangel und wurde erst von leisen Zweifeln befallen, als er die Früchte seiner Erziehung sah, Fräulein Gilde und Frau Hedda, Fräulein Rentheim und Frau Borkman. Wenn die Welt der Vorstellungen sich immer mehr weitete, der Weiberrechtsanspruch von Tag zu Tag dreister wurde und der Wille der in der Hast des Lebenskampfes morsch gewordenen

Männer immer mehr erlahmte? Im Königthum Kypselinia brechen die von lästernen Frauentwünschen auf steile Höhen gehehnten Männer mit schwindligem Gewissen den Hals . . . Die Damen fühlten sich auf ihren Marienthronchen sehr wohl; jetzt sicherten sie nur noch, klatschten in die Hände, wenn von den depesidirten Herren der Schöpfung einer ihnen die Sensation eines tödtlichen Sturzes bereite, und jubelten stolz die Kunde hinaus, in den Kulturländern sei ihren Trieben nun das ganze Erdreich gewonnen. Die Leonorenzeit schien vorbei. Ibsens entartetste Gelbin, Hedda Gabler, hatte vom Wesen Leonores von Este noch einen Rest bewahrt: wie die edlere, reinere Ahnin wollte auch sie Macht über einen Mann erreichen, mit den feinen Fingern, deren Krallen zum Salonmaß verschnitten waren, gestaltend oder mindestens zerstörend in ein Menschen-schicksal greifen und vor Wonne dann kreischen, da so Großes dem angeblich schwachen Geschlecht, das unter dem Baum der Erkenntniß doch schon so stark war, endlich wieder gelungen sei. Aber die im Willen kräftigeren, von Hysterie nicht zerfressenen Damen schüttelten bedenklich die klugen Köpfe. Das war im Grunde ja doch wieder die alte, von stolzerer Hoffnung überwundene Weise, durch den Sexualreiz auf den Brennpunkt des Willens zu wirken; sollte die Liebe denn, nur die Liebe immer den um die Herrschaft streitenden Weibern die Waffen liefern, — heute noch, wie in den Höhlen, wo der Ueberwältiger in den Brunnstkrämpfen zum Hörigen der Ueberwundenen mattgefäßt ward? Nein. Durch die Kraft des Geistes allein, ohne die kleinen Künste der Geschlechtslist und Galanterie wollen wir, müssen wir künftig siegen, wie Johanna d'Arc und Johanna d'Albret, wie die englische Elisabeth und die russische Katharina, wie Sappho auf Lesbos und die Sand in Paris. Eine dritte Leonore muß kommen und den Ungläubigen zeigen, daß auch auf dem Gebiet der männlichen Geistesarbeit dem von keinem Vorurtheil gehemmten Weibe der Sieg beschieden sein kann.

Sie kam. Kein Dichter hat sie erfunden; aber ein großer moderner Dichter könnte in ihrem Leben und Sterben einen wundervollen Tragödienstoff finden, den Stoff, der am besten, beredtesten Beispiel zeigt, wie eine sich völlig frei dankende Frau, eine robuste, jedes Vorurtheils lachende, jeden Spuf verachtende Natur in die Klust sinkt, die zwischen der Welt ihrer Vorstellungen und der Summe ihres Wollens sich aufthut. Sie kam aus der Region, wo der neue Massenglaube, die neue Weltanschauung geschaffen worden war, zu deren bindenden Dogmen der Satz von der Gleichheit der Geschlechter gehört. Ihr Vater hatte als Ergebniß seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, eines Versuches, sich mit Hegels Rechtsphilosophie auseinanderzusetzen, verkündet, „daß Rechtsverhältnisse, wie Staatsformen, weder aus sich selbst noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes zu begreifen sind, sondern in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln.“ Er blieb diesem Glauben sein Leben lang treu und ihm erstand eine nach Millionen

zählende Gemeinde. Am Schicksal der eigenen Tochter hätte er vielleicht gelernt, daß seine Weltanschauung eine Lücke ließ und die „materiellen Lebensverhältnisse“ nicht immer Alles erklären können. Der Vater hieß Karl Marx; und er gab der jüngsten, ihm 1856 geborenen Tochter den Rufnamen Leonore.

In einem kleinen Buch, das der alte Herr Liebknecht vor zwei Jahren dem Andenken seines großen Lehrers und Freundes Marx gewidmet hat, wird flüchtig auch von der jüngsten Tochter gesprochen. Man hört, daß sie als Kind kugelförmig und kerngesund war und diese Gesundheit und rundliche Fülle sich bis in ihr viertes Lebensjahrzehnt bewahrte. Aber man sieht sie nicht, ahnt nichts von ihres Wesens besonderer Art. Nur auf den Kreis, in dem sie erwuchs, fällt aus der Greisen Erinnerung ein spärlicher Lichtschein. Wenn die Schilderung nicht durch das Poctentemperament des Betrachters entstellt ist, muß die Familie Marx sich vom Rhein ein reichliches Stück deutscher Kleinbürgerfamiliarität über den Kanal gerettet haben; Liebknechts Buch bringt uns in eine linde Gartenlaubstimmung: wir sehen zwar röthlichesLaub und hören mitunter eine radikale Rede, aber wir vergessen ganz, daß wir in der Nähe des Mannes sind, der das mächtige kommunistische Manifest in die Welt gesandt und mehr als irgend ein Anderer in diesem Jahrhundert auf das europäische Massenempfinden gewirkt hat. Auch der Herkunft und Geschichte der Familie, deren Oberhaupt von London aus die Fäden der Internationale lenkte, denken wir beim Lesen kaum. Und doch ist es wichtig, sich zu erinnern, daß Marx von väterlicher und mütterlicher Seite aus alten Rabbinergeschlechtern stammte und daß im Hause seiner Eltern der kosmopolitische Geist des achtzehnten Jahrhunderts gewaltet hatte. Seine Mutter war eine Holländerin, sein Vater brachte es, wie damals mancher in Deutschland geborene Jude, fertig, zugleich für Voltaire und für Rousseau, die Antipoden, zu schwärmen, und der alte Baron von Westphalen, ein halber Schotte, der in Trier Jahre lang der intimste Hausfreund des Rechtsanwaltes Marx war, hatte sich liebevoll in die Wunder der homerischen und der shakespeareischen Welt versenkt und wurde nicht müde, dem aufgeweckten Knaben Karl von Hector und Odysseus, von Hamlet und Lear zu erzählen. Jenny von Westphalen wurde die Frau des Junghegelianers Dr. Karl Marx; und dieser Verbindung des Rabbinersprossen mit der Tochter eines rheinischen Adelsgeschlechtes, das ungefähr um die selbe Zeit dem alten Preußenstaat einen Minister gab, dankte der Spätling Leonore das Dasein. Ihre Mutter, die sich so getrost in das Flüchtlingselend fand und außer der Sorge für die Familie nur noch die Theilnahme an der Sache des Proletariates kannte, muß eine ungewöhnliche Frau gewesen sein; Herr Wilhelm Liebknecht, dessen stärkste Seite doch nicht gerade die Ehrfurcht ist, spricht in beinahe hymnischer Begeisterung von ihr: „Sie war und ist mir das Ideal eines Weibes. Und wenn ich in London nicht zu Grunde gegangen bin, geistig und körperlich, dann verdanke ich es zum großen Theil ihr, die, wenn

ich dachte, in dem brandenden Ocean des Flüchtlingselends zu versinken, mir wie Leukothea dem schiffbrüchigen Odysseus erschien und wieder Muth gab, zu schwimmen.“ Als Kind dieser reinen und innigen Ehe, eines geistig das Durchschnittsmaß seiner Zeitgenossen um Haupteslänge überragenden Vaters und einer seelisch hoch gestimmten Mutter, wuchs die kleine Eleonore auf.

Die Siebenundzwanzigjährige war noch unvermählt, als im März 1888 ihr Vater starb. Sie hatte viel gelernt, sich mit dem ganzen Eifer zärtlich begeisterter Jugend in den Ideenkreis des Pfadfinders hineingearbeitet und kannte wohl keine andere Lebensaufgabe als die, sein Werk treulich zu hüten und dem Proletariat im Kampf ihre Kräfte zu weihen. Von Eitelkeit war diese starke, grade Natur völlig frei; sie drängte sich nicht vor, verschmähte selbst die scheinbar geringste Arbeit nicht und blieb deshalb vor dem tragikomischen Geschick bewahrt, das so oft den geistig schwächeren Kindern großer, weltberühmter Väter beschieden ist. Auf jedem Posten, als Lehrerin, Typewriter, Berichterstatterin und Uebersetzerin, that sie still und emsig ihre Pflicht; sie ließ sich auf den internationalen Kongressen nicht huldigen, sondern hielt sich bescheiden im Hintergrunde und begnügte sich mit der undankbaren und anstrengenden Dolmetschrolle. Sie sprach und schrieb schlicht, klar und kräftig, kannte namentlich die Geschichte und den besonderen Charakter der englischen Arbeiterbewegung seit der Chartistenzeit sehr genau und war, wenn es nothwendig wurde, immer bereit, ihre ganze, unerschöpflich scheinende Kraft für die Sache einzusetzen, an deren Sieg ihr einstweilen gewiß kein Zweifel kam; in den großen Ausständen der Dockarbeiter und der Maschinenbauer war sie die von Allen geachtete, von den Meisten wie eine Schwester geliebte Helferin, die ohne Ermatten den Rathlosen den ans Ziel führenden Weg wies, die Verzagenden tröstete und für die Aermsten stets eine offene Hand hatte. Mochten die Männer müde und muthlos werden: sie blieb frisch und froh; rabbinische Zähigkeit und rheinische Fröhlichkeit verbanden sich in ihrem Wesen zu einer sehr angenehmen und nützlichen Mischung und ihre animalische Weibchenwärme wirkte belebend auf zaghafte oder erschlaffte Sinne. Lange schien es, als würde diese Wärme nur durch die Liebe zu dem Lebenswerk ihres Vaters ausgelöst; selbst die nächsten Freunde konnten sich nicht vorstellen, daß im Dasein dieser rastlosen Arbeiterin, die sich ihrer Weibheit wohl kaum bewußt ward, die Geschlechtsliebe je entscheidende Bedeutung gewinnen könne. Sie hatte sich nach des Vaters Tode dem Jren Eduard Aveling in freiem Bunde vereint; der Mann hatte eine geistesranke Frau, konnte sich aus irgend einem Grunde nicht scheiden lassen und Eleonore legte auf äußerliche Ceremonien kein Gewicht. An Beiden soll nie eine Spur von Verliebtheit zu merken gewesen sein; die Gemeinsamkeit der Interessen hatte sie zusammengeführt und der Mann wurde der behende Gehülfe der Frau, die im Hause nun eben so still und sicher ihre Pflicht erfüllte wie draußen in der Hitze des Klassenkampfes. Kein Priester hatte diesen Bund gesegnet,

kein Staatsbeamter ihn registriert und er ruhte dennoch auf festerer Basis als manche kirchlich und amtlich bescheinigte Ehe... Da kam, im April dieses Jahres, plötzlich die Kunde, Leonore Marx habe sich mit Blausäure vergiftet. Das Räthsel dieses freiwilligen Todes schien unlosbar; und wer die in der deutschen Sozialdemokratie herrschende, aus den Tagen der Geheimbändelei, der Sektenerfolgung und Spiegelfurcht stammende Geistesdisposition kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß sofort eine Legende entstand, die wahrscheinlich nie wieder weichen wird. Die arme, allzu edle Frau ist, so hieß es, das Opfer eines elenden Schurken geworden; und was an Schmach und Schande nur zu erinnern war, wurde schnell auf den Scheitel des Herrn Aveling gehäuft, mit dem die Parteiführer doch Jahre lang freundschaftlich verkehrt hatten: er sollte die Frau schamlos ausgebeutet, betrogen, bestohlen und durch sein verruchtes Handeln in den Tod getrieben haben. Solche Erklärung ist billig und bequem; sie hat nur den einen Fehler, daß sie eigentlich gar nichts erklärt. Ein Mann, der eine zweiundvierzigjährige Frau, eine kluge, starke, erfahrene, sittlich tapfere Frau in den Tod treiben kann, muß im Leben dieser Frau den Hauptinhalt gebildet haben. Leonore konnte sich von Eduard Aveling, wenn er ihr gleichgiltig war, wenn kein heißeres Gefühl sich ihrer Verachtung mischte, jeden Tag trennen. La Bruyère hat gesagt, daß eine Frau leicht sogar die zärtlichen Wallungen des Mannes vergißt, den sie nicht mehr liebt. Was mag Marxens robuste Tochter an den windigen irischen Abenteuerer gefesselt haben, der gewiß kein sauberer Gentleman, aber auch nicht viel schlimmer war als andere schwache Menschen? Auf der Hintertreppe ist die Erklärung nicht zu finden. Und die Sozialdemokraten, die in der Theorie immer bereit sind, ohne Ressentiment und moralinsäuerliche Vorwürfe den Menschen als Produkt seiner Lebensverhältnisse zu verstehen, deren stolz verkündete naturwissenschaftliche Weltanschauung aber noch keine sehr tiefen Wurzeln hat, könnten von ihrem verhasstesten Feinde die Grundregeln des ökonomischen Determinismus lernen, — von Bismarck, der schon 1862 aus Petersburg an die Schwester Malwine schrieb, die Keime zu Gemeinheit, Eitelkeit, Bosheit stecken in jedem Menschen: „es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des Einen oder Anderen reißt, mit Warmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul.“

Ein arbeitsames, von ernstern Pflichten umgrenztes Leben hatte Leonore Marx vor Warmstichen bewahrt; ihr Geist war im eisigen Hochlande der Abstraktionen erwachsen, ihre Vorstellungen klammerten sich an eine große Sache, die Kraft ihres Willens gehörte der kämpfenden Arbeiterklasse. Sie war dreißig Jahre alt, gesund, gut genährt, starker Erregung fähig und Groß hatte ihr Lager noch nicht besucht; vielleicht ahnte sie nicht, daß ein starker Geschlechtsinstinct in ihr schlief, vielleicht lächelte sie über das Paarungsbedürfniß der Allzuweiblichen, das sie in ihrer sicheren Ruhe nicht ansocht. So fand sie Aveling, ein betriebsamer, fleißiger und geschickter Mann, der sich in mancherlei Berufsarten, als Dichter, Mime, Techniker,

Journalist und Agitator mit wechselndem Erfolge versucht und im Umgang mit Frauen Erfahrungen gesammelt hatte, tausend Schwänke und Schnurren wußte, sich mit seinem flinken Menschenverstand in allen Lebenslagen schnell zurechttafelte und stets, auch im Ungemach, vergnügt, zum tollsten Spaß aufgelegt, stets unterhaltend war. Er muß ihr gefallen haben; sonst hätte sie sich ihm, für den die Verbindung mit Maryens Tochter das Große Loos war, nicht nach freier Wahl geschenkt. Er brachte ein Bißchen Buntheit in ihr einfarbiges, nur von geistiger Arbeit erfülltes Leben, er weckte ihre Sinne. — und gerade sein Leichtsinn, der nie an den kommenden Tag dachte, mag mit dem Reiz des Kontrastes auf die Ernste gewirkt haben; aber sie hätte gewiß herzlich gelacht, wenn Einer gesagt hätte, diese Liebe werde ihrem Dasein Inhalt und Grenze bestimmen. War es denn überhaupt Liebe, die Liebe, von der die Dichter singen und die in den Heuchelphrasen der Bourgeoisie einen so breiten Raum einnimmt? Man hatte einander gern, war an einander gewöhnt und arbeitete gemeinsam an einer bedeutenden Aufgabe; zu leidenschaftlichem Ueberschwang blieb dabei gar keine Zeit. Das ist ein Luxusartikel für müßige Leute. Frau Leonore hatte nur gerade Zeit genug, um ihrem leichtsinnigen Strich von Gesponsen das Haus zu besorgen, ihn zu bemuttern, vor allzu läderlichen Streichen zu behüten und, wenn er krank war, zu pflegen; ihr Leben, ihr ganzes Sinnen und Trachten gehörte der Sache. Und der Sieg der Sache war ja sicher, mußte Allen bald sichtbar werden. . . Wußte er wirklich? Der englische Maschinenbauerstrike, der Millionen verschlang, brachte Frau Leonore eine böse Enttäuschung; und im Lande ihrer Sehnsucht, in Deutschland, versandete mählich die Fluth: bei den Wahlen wuchs zwar die Stimmenzahl, aber kein schöpferischer Gedanke regte sich noch irgendwo, die Bewegung schien auf einem toten Punkt angelangt, das revolutionäre Feuer erloschen, der Märtyrermuth erlahmt und die Verständigen erkannten, daß für die Sache im Grunde nichts gewonnen sein würde, selbst wenn 1908 im Reichstag siebenzig Sozialdemokraten säßen. Leonore Marx gab sich wohl keinen Illusionen hin; sie wußte, wie ihr Vater über die neueste Entwicklung der von ihm geschaffenen Partei und deren nutzlose Stimmzetteltromphe geurtheilt hätte, und fühlte, daß der beste Theil ihrer Kraft in einem aufreibenden Kampf verbraucht war, der für absehbare Zeit keine Siegesaussichten bot. Was blieb ihr, die kein Kind zur Welt gebracht hatte? Der Mann, der kränkelte, ihr von Engels ererbtes Vermögen lustig vergeudete und immer mehr ihrer Hut entrann. Als er zusammengebrochen war, operirt werden mußte und sie Tag und Nacht an seinem Krankenbett saß, mag sie die Bilanz ihres Lebens gezogen haben. Nicht mit ihm, der des Namens ihres Vaters nicht würdig war, und nicht ohne ihn konnte sie weiterleben. Unter der Bewußtseinschwelle war leise ein ihr früher fremdes Gefühl erwacht. Ihre Sinne hatten sich sacht an den amüsanten Erreger gewöhnt. Er war ihr Laster, — und dieses Laster war schließlich wichtiger geworden als die „Sache“. Wenn sie sich von ihm trennte, hätte in ihrem

Empfinden die Wunde sich nie wieder geschlossen; und wer weiß, ob sie den Verkommenen nicht eines Tages zurückgeholt hätte, um ihm abermals Mutter, Freundin und Geliebte zu sein? Wenn sie ihn bei sich behielt, seine Fehler weiter mit ihrem Namen deckte, zog er sie langsam, aber sicher in Elend und Schande hinab und die Genossen würden eines Tages mit Fingern auf sie weisen und sagen: „Das ist die Tochter unseres Mary; sie wollte uns Vorbild und Führerin sein und war doch nur ein schwaches, thöricht verliebtes Weib.“ Solche Rede hätte sie nicht ertragen. Es war besser, mit ihrem Laster still und heimlich aus der Welt zu scheiden. Dann lebte ihr Bild fleckenlos fort und die Genossen konnten den Kindern erzählen, ein Weib ohne Weibeschwäche habe einst ihre Schlachtreihen ins Treffen geführt. . . Sie nahm ein Bad, wusch sorgsam gewiß die letzte Spur der Menschlichkeit ab, zog reine Wäsche an und vergiftete sich. Das that, weil sie ohne den leichtsinnigen Lagergenossen nicht leben konnte, eine kerngesunde, kluge, gewissenhafte und tüchtige Frau, deren heiteres Lächeln zuzustimmen pflegte, wenn ihr Mann von ihr sagte: „Sie ist so stark wie ein Pferd.“

. . . Frau Guichard, die unholde Heldin des Dramas Monsieur Alphonse von Dumas, ruft in Verzweiflung ihrem Octave zu: „Welche Macht hast Du denn über meinen Willen und was nützt es mir nun, daß ich stark bin wie ein Pferd?“ Auch von dieser dumpfsinnigen, aber leidenschaftlichen und bis zur äußersten Brutalität energischen Frau weicht im Arm des galanten Stuzers die Kraft und sie wäre zum schwersten Opfer bereit, um sich den geliebten Bengel zu erhalten; sie hat keine empfindlichen Nerven, kennt den Ekel nicht und kann deshalb auch nach dem Verlust des Liebsten weiterleben, aber sie ist von der Stunde an schwach, wo sie im Brennpunkt des Willens, im Sitz der Sexualliebe, getroffen wurde. Ist es ein allgemeines, ewiges Menschengesetz, das für die englische Elisabeth und die russische Katharina, für Sappho und die Sand eben so gilt wie für eine plebejische Frau Guichard und die geistig hochgewachsene Leonore Mary? Müssen die Geschlechter im Dienst der Gattung ihre Souveränität einbüßen und wird nicht nur Simson von Delila geschwächt, sondern auch die Frau von dem Manne, den sie doch immer sucht, immer ersehnt und nie entbehren lernt? . . . Nie? Emancipirte Damen werden die Nase rümpfen, für ihr Geschlecht die Frage rundweg verneinen und höhnisch ausrufen, daß die dritte Leonore eben nicht aus dem richtigen Stoff gefügt war; eine andere werde kommen und, durch die Kraft des Geistes allein, ohne die kleinen Bühlerinnenkünste der Geschlechtslist und Galanterie, den Ungläubigen zeigen, daß auch auf dem bisher den Männern vorbehaltenen Arbeitsgebiet dem Weibe der Sieg beschieden sein kann. Wir hatten ihres Erscheinens. Aber die lieben Damen sollten, ehe sie ihre Triumphlieder in die Lüfte schmettern, der beiden Frauen gedenken, die der Konflikt zwischen Willen und Vorstellung brach, — Leonores von Este, die in Beltruardo welkte, und der Frau Avelings, die in Sydenham nach dem Giftbecher griff.

Wider die zweijährige Dienstzeit.

Wir hatten einen unfreundlichen Wintertag. Meine Compagnie sollte die Schloßwache besetzen. Die Grenadiere waren bereits zur Prüfung ihres Anzuges angetreten. Er hatte diesmal mit besonderer Sorgfalt hergestellt werden müssen. Denn die Abtheilungen, die auf die Schloß- und Königswache zu ziehen hatten, wählten ihren Weg durch die Friedrichstraße und die Linden. Dort waren sie den neugierigen Blicken des Publikums, unter dem sich gewiß mancher Sachverständige befand, und vor Allem dem musternden Auge des Kriegsherrn ausgesetzt, der keine Truppe an seinem Fenster vorüberziehen ließ, ohne sie scharf ans Korn zu nehmen. Das letzte Knopfloch war ausgebeffert. Bei dem besten Willen hatte ich nichts mehr finden können, wo zu tadeln und nachzuhelfen gewesen wäre. Da brachte eiligen Schrittes eine Ordonanz vom Regimentsbureau den Befehl der Kommandantur, daß die Wachen Mäntel anzulegen hätten. Ein harter Schlag für meinen treuen Feldwebel W. und mich. Die Mäntel, die jetzt in aller Hast über den blanken Waffenrock gezogen werden sollten, kannten wir nur zu gut. Fast täglich waren sie uns zwischen die Finger gekommen. In sie hatten sich schon die braven Grenadiere des Regiments auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs und vor Paris in den endlos langen Vorpostennächten gehüllt. Jetzt bestanden sie nur noch aus Flicken; und wer sich mit ihnen in die Nähe eines eisernen glühenden Ofens wagte, lief Gefahr, mit ihnen in Flammen aufzugehen. Nicht mehr Luch war der Stoff, sondern Zunder. „Das ist bitter“: dieser Seufzer entrang sich deshalb meinem gequälten Herzen. „Aber es ist befohlen, Herr Hauptmann“, gab mir der Feldwebel zurück.

Am Abend des selben Tages war Ball bei dem französischen Botschafter. Am folgenden Tage hatte der Regimentskommandeur die Stabs-offiziere und Hauptleute in dem Offizierkasino zu einer dienstlichen Besprechung versammelt. Er gehörte zu jenen beneidenswerthen Menschen und seltenen Kommandeuren, die eigentlich immer guter Laune sind. Heute war er aber besonders gut gestimmt. „Bevor wir uns, meine Herren“, so hob er an, „den mehr nüchternen Dingen zuwenden, ist es mir ein Bedürfniß, Ihnen mitzutheilen, daß Se. Majestät der Kaiser mich gestern Abend auf der französischen Botschaft durch eine Ansprache ausgezeichnet haben. Allerhöchst-dieselben gerühten sich hierbei mit uneingeschränkter Anerkennung über den

vorzüglichen Zustand unserer dritten Mäntel zu äußern.“ Also diese entsetzlichen Mäntel hatten es dem Kaiser angethan. Es war ihm sicher nicht entgangen, daß sie im Grunde nur noch Lumpen waren, die mit vieler Mühe durch zahllose Nähte zusammengehalten wurden. Aber er hatte auch die Sorgfalt zu würdigen gewußt, die dieses Kunstwerk zu Stande gebracht hatte.

Ueber die Bedeutung des entschlafenen Kaisers Wilhelm als Herrscher gehen die Ansichten der Zeitgenossen auseinander. Wilhelm der Zweite nennt ihn den Großen. Wer sich in die Geschichte seiner Regierung vertieft, muß bekennen, daß Sybel sein Werk über diese Epoche mit Unrecht die „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm den Ersten“ getauft hat. Denn Sybel selbst weist nach, daß das Deutsche Reich nicht durch, sondern trotz König Wilhelm zu Stande gekommen ist. Oft hat der Kaiser sich mit unerschütterlicher Treue an Bismarcks Seite gehalten. Aber in fast all den Aktionen, in denen sich Deutschlands Schicksal im Inneren wie nach außen zu erfüllen hatte, hat er Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die nur das Genie eines Bismarck zu überwinden vermochte. Wir sind auch nicht klar darüber, wie weit seine militärischen Fähigkeiten reichten. Mit geradezu rührender Bescheidenheit meinte er von sich, daß er allenfalls noch das Zeug zu einem brauchbaren Division-Kommandeur gehabt habe. Ob er in taktischen Entschliefungen eine größere Sicherheit besaß, dürfte heute nicht mehr festzustellen sein. In der Strategie fügte er sich vertrauensvoll der besseren Einsicht Moltkes. In einem Punkt aber stand er unverweicht da. Niemand wußte so genau wie er, wie sich der militärische Dienst aufbaute, — jener Dienst, der die Sieger von Königgrätz, Gravelotte-St. Privat und Sedan großgezogen hat. Das ihm von der Stadt Köln gewidmete herrliche Denkmal nennt ihn den Siegreichen. Ja, er war überall siegreich, wohin er die preussischen und deutschen Fahnen tragen ließ; er war es, wahrlich zum nicht geringen Theil auch auf Grund des der preussischen Armee eigenen vorzüglichen Dienstbetriebes, dessen verschlungenes Räderwerk er so vollkommen beherrschte, daß er die Flickarbeit an einem abgetragenen Soldatenmantel richtig beurtheilen konnte. Und dieser selbe König wollte lieber die Krone vorzeitig an seinen Sohn abgeben, als auf die dreijährige Dienstzeit der Fußtruppen verzichten. Mit Händen und Füßen hat er sich gegen die zweijährige Dienstzeit gestraubt, nicht aus Eigensinn, nicht aus Verehrung des Althergebrachten, sondern weil er wußte, daß durch Verkürzung der Dienstzeit der moralische und damit auch der den Ausschlag gebende Werth der Armee in einer für das Vaterland verhängnißvollen Weise geschmälert werden würde. Bis zu seinem letzten Athemzug hat er diese Ueberzeugung verfolgt. Hätte er ahnen können, welche Anforderungen der Krieg der Gegenwart an den Infanteristen stellt, welche Schwierigkeiten seiner Ausbildung entgegentreten, ich möchte darauf schwören

sein letztes Wort an seinen Nachfolger an der Krone wäre nicht gewesen: „Halte zu Rußland“, sondern: „Halte an der dreijährigen Dienstzeit fest.“

Wilhelm der Zweite hat der Einführung der zweijährigen Dienstzeit für eine Reihe von Jahren zugestimmt. Es steht fest, daß der Entschluß hierzu schwere Kämpfe gekostet hat. Ein sich auf eigene Erfahrungen stützendes Urtheil hatte er nicht in die Waagschale zu werfen. Dazu hatte er zu früh den Thron bestiegen. Seine Bedenken waren überwunden, nachdem Versuchsbataillone, die aus Mannschaften der beiden jüngsten Jahrgänge zusammengestellt worden waren, bei Besichtigungen ad hoc einen gewissen Erfolg gezeigt und nachdem die überwiegende Mehrzahl der um ihre Meinung befragten Kommandirenden Generale ausgesprochen hatte, die deutsche Infanterie werde auch bei der zweijährigen Dienstzeit bestehen können. Wer sich aber nur einigermaßen über die letzten Ziele aller militärischen Erziehung klar ist, weiß, daß mit solchen Versuchsbataillonen die schwierige Frage nicht beantwortet werden konnte. Sie mögen vortrefflich auf dem Exercirplatz gewesen sein, mögen sich auch beim Gefecht im Gelände bewährt haben; aber sie konnten

‘hoch’ reuel küßajuß säruver ‘geben,’ ob jeil’ wrediaoiere ind’ wästretiere, die das Versuchsobjekt abgegeben hatten, auch nach zehn oder zwölf Jahren noch in dem Kampf mit dem äußeren und inneren Feind ihren Mann stehen würden. Denn bis in die späte Landwehrpflicht, ja, bis in den Landsturm hinein soll die militärische Erziehung nachwirken und sich bewähren. Ein blendender Effekt ist, wie der Fachmann weiß, leicht zu erreichen. Das hat auch die Ausbildung der Ersatzreserve unseligen Angedenkens bewiesen. Außerliche Befolgung von Befehlen und Vorschriften macht noch lange nicht den Infanteristen aus. Seinen richtigen Werth erhält er erst durch seine Gesinnung, sein Herz; ob diese aber in den späten Jahren der Landwehrpflicht und im Landsturm bei zweijähriger Dienstzeit eben so sicher zum Heil von Thron und Vaterland funktionieren werden, wie es bei der dreijährigen der Fall war, darüber konnten die Versuchsbataillone nicht mehr sagen als die Mehrheit der Kommandirenden Generale, die schon deshalb zu einem einwandfreien Urtheil nicht befähigt war, weil sie aus Männern bestand, die selbst mit der Erziehung des Mannes nur in geringem Grade vertraut waren. Durch Adjutantur und Generalstab waren sie in die höheren Stellungen gelangt. Sie hatten bei ihren Besichtigungen nur das äußere Ergebniß feststellen können. Wie der zu Besichtigende zu der Leistung gekommen war: darüber hatten sie aus Mangel an praktischer Erfahrung nichts Stichhaltiges zu sagen vermocht. Nicht die Kommandeure der Versuchsbataillone, nicht die Kommandirenden Generale hätten als Sachverständige befragt werden sollen, sondern der im Dienst vorzeitig ergraute Compagnie-Chef, der mit seiner Compagnie lebt und stirbt, und der aus der Front hervorgegangene Regiments-Komman-

deur, der mit seinem Namen und mit seiner Existenz für den in der Truppe herrschenden Geist aufzukommen hat. Hätten diese Männer unter vier Augen sich darüber äußern können, ob sie ungeachtet der sich ins Unendliche steigenden Anforderungen des Dienstes glaubten, auch mit zwei Dienstjahren bestehen, d. h. Infanteristen heranbilden zu können, die nach zehn oder zwölf Jahren noch brauchbare Soldaten sein werden: ich wette, auch nicht Einer hätte den Kommandirenden Generalen beigestimmt.

Nur „versuchsweise“ ist bis jetzt bei den Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit eingeführt worden. Endgiltig wird die hochwichtige Frage erst in der Legislaturperiode des jetzt gewählten Reichstages entschieden werden. Mehr als einmal haben aber bisher die Führer verschiedener Parteien, schon die Regierung über die später von ihr einzunehmende Haltung auszuhorchen versucht. Zu bindenden Aeußerungen hat sie sich zwar noch nicht bewegen lassen. Aus Allem aber, was sie verlauten ließ, muß auf eine der zweijährigen Dienstzeit günstige Stimmung in den maßgebenden Kreisen geschlossen werden. Befremden kann diese Thatsache nicht. Herr von Bronsart und Herr von Gogler sind gewiß hochbegabte Männer; in das Geheimniß des auf die Erziehung des Mannes zum Soldaten gerichteten Dienstes haben sie aber wegen mangelnder Praxis eben so wenig eindringen können wie Herr von Caprivi, Herr von Kaltenborn und der sich für die zweijährige Dienstzeit mit besonderer Inbrunst begeisternde General von Leszczyński. Werden nicht einige von ihnen mit Recht für die kläglichen vierten Bataillone verantwortlich gemacht?

Bismarck traf immer den Nagel auf den Kopf. Als er, von langer, an Schmerzen nur zu reichlicher Krankheit für eine Weile genesen, die Karte von China betrachtete, auf der das innerhalb der deutschen Reichsphäre liegende Gebiet in einen Kreis gefaßt worden war, meinte er: „Groß genug, um allerlei Dummheiten zu machen“. Nichts konnte schärfer die in den letzten acht Jahren auf den verschiedensten Gebieten entwickelte Thätigkeit kennzeichnen. Der schwerste und verhängnisvollste Fehler des neuen Kurses war aber die Zustimmung zur zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen, die von den einer gesunden Entwicklung des Deutschen Reiches bewußt oder unbewußt widerstrebenden Parteien gefordert worden war. Schwerer Schaden ist bereits angerichtet worden. Viele minderwerthige Soldaten stecken schon in der Reserve unserer Fußtruppen. Aber der Schaden läßt sich noch repariren, wenn der neue Reichstag ein Einsehen hat und auf der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit besteht. Bisher waren in der Diskussion über die zwei- und dreijährige Dienstzeit, wie wir gesehen haben, nur Theoretiker zum Wort gekommen. Oeffnet die Mehrheit des neuen Reichstages einmal den wirklich Sachverständigen, dem Compagnie-Chef und Regiments-Kommandeur, bereitwillig ihr Ohr: ich bin überzeugt, die dreijährige Dienstzeit ist gerettet und

das deutsche Vaterland auf viele Jahrzehnte geborgen. Als einen solchen Sachverständigen stelle ich mich dem Leser vor.

Der verstorbene General von Pape stand Kaiser Wilhelm dem Ersten persönlich sehr nah. Erstens hatten Beide in der Jugend mannichfache Berührungen gehabt, dann aber wußten sich Beide auch eins in den Anschauungen über die Erziehung des Mannes zum Soldaten. Pape war, wenn ich so sagen darf, von Geburt Infanterist. Sehr scharfer Verstand zeichnete ihn aus. Wenn er in den letzten Jahren seines dienstlichen Wirkens von seinen Untergebenen sehr oft nicht mehr verstanden wurde, so muß Das auf Rechnung seines Alters gesetzt werden, das ihn hinderte, mit der Zeit fortzuschreiten. Als er aber noch auf der Höhe seines Wirkens stand, pflegte er oft zu sagen: „Zweierlei muß vom Infanteristen verlangt werden: er muß marschiren und gehorchen können; marschiren, damit er auch dahin gelangt, wohin ihn der Führer haben will; gehorchen, damit er dort Das ausführt, was ihm der Führer befiehlt.“ Das erforderliche Maß von Körperkräften und die genügende körperliche Widerstandsfähigkeit vorausgesetzt, ist die Marschfähigkeit nur der Gegenstand der Uebung mehrerer Wochen oder weniger Monate. Der springende Punkt in der Frage nach der Dauer der Dienstzeit bleibt also der Gehorsam. Daß dieser aber bei der zweijährigen Dienstzeit in einem für die Zukunft des Vaterlandes bedenklichen Grade zu kurz kommen muß, ist leicht zu beweisen. „Aber der Prussien für den militärischen Gehorsam“, höre ich mir entgegenhalten, „sind ja die ernstesten Stunden in dem Geschick des Reiches; und diese hatten die Infanteristen der zweijährigen Dienstzeit bis heute noch nicht zu bestehen.“ Nun, der Fachmann weiß noch, wie unter dem Regime der dreijährigen Dienstzeit im Reserve- und Landwehrverhältniß der Durchschnittsinfanterist, der volle drei Jahre unter der Fahne gestanden hatte, und der andere ausfiel, der wegen vorzeitiger Entlassung oder wegen seiner Verwendung als Burche oder Ordonanz oder endlich wegen zu langen Aufenthaltes im Lazareth nur zwei Jahre und weniger

Soldaten ist das vorgelegten oder in hängt sein, daß der nicht geltend machen dieser draconischen eigens, die ihn zu d vermöge seines durch ein unbedingtheit und auf che seines Königs militärische Er-

hätte ausgebildet werden können. Unter dem „Gehorsam“ des unbedingte Aufgehen der eigenen Person in den Willen des V die Forderungen der Vorschriften zu verstehen. Es muß so unbed jedem Menschen innewohnende Selbsterhaltungstrieb sich gar nicht darf. Auf Befehl muß der Soldat sterben können. Mit d Forderung wird der gebildete Mensch vermöge seiner Intelle einer selbstlosen Hingabe an die Allgemeinheit befähigt, un Ehrgeföhles fertig. Der ungebildete Mann kann ihr nur wußtes Gehorchen genügen, das sich auf die Macht der Gen das Vertrauen zu seinen Vorgesetzten und der gerechten Sa stügt. Auf diese Art des Gehorsams läuft unsere ganze

ziehung hinaus. Ein eben so erfahrener wie geistvoller älterer Offizier definierte ihn treffend dahin, daß der richtig ausgebildete Soldat im Schlaf die Haken zusammennehmen muß, wenn er von seinem Vorgesetzten träumt.

Der vollgiltige Durchschnittsinfanterist der dreijährigen Dienstzeit stand bis in die späten Jahre seiner Dienstpflicht unter der Herrschaft des unbewußten Gehorsams. Bei jeder Begegnung mit den Vorgesetzten, die ihn erzogen hatten, legte er nicht nur eine ungeheuchelte Freude an den Tag, nein, unwillkürlich nahm er auch, gleichviel ob er das bürgerliche oder das militärische Kleid trug, die körperliche Haltung an, mit der er gelernt hatte, ihnen im dienstlichen Verhältniß zu begegnen. Nochten viele Jahre seit dem Ablauf seiner aktiven Dienstzeit verstrichen sein: wurde er zu einer Reserve- oder Landwehrübung einberufen, so gelang ihm vom ersten Tage an die Erfüllung der dienstlichen Obliegenheiten so glatt, als wenn er erst gestern von der Fahne in die Heimath entlassen worden wäre. Der kürzere Zeit ausgebildete Soldat war bei späteren Begegnungen nicht nur gleichgiltiger gegen seine früheren Vorgesetzten, weil das Verhältniß zwischen Beiden sich nicht so innig hatte gestalten können; in Reihe und Glied und auf dem Schießstand, überall hinkte er nach, sobald er wieder einmal in des Königs Rock gesteckt worden war. Auf tausend Schritte waren diese minderwerthigen Infanteristen von ihren vollgiltigen Kameraden zu unterscheiden. Sie brachten überall das Individuum zur Geltung. Der unbewußte Gehorsam hatte keine Macht über sie.

Eine solche Dressur zu einem unbewußt richtigen Handeln, das gleichzeitig von einer aufrichtigen Hingabe an den Dienst getragen sein muß, war für das Offiziercorps schon bei der dreijährigen Dienstzeit eine schwierige Aufgabe. Sie war aber noch zu bewältigen, weil die frühere Kriegsführung bescheidener in ihren Ansprüchen war, ferner, weil die höheren Instanzen in den zu fordernden Leistungen Maß zu halten und Nebensächliches auch nebensächlich zu behandeln verstanden, drittens, weil die zur Verfügung stehende Zeit gestattete, die Dienstperioden sachgemäß einzutheilen und auszunutzen, und endlich, weil die zur Fahne einberufenen jungen Burschen noch eine tüchtige Portion Achtung vor der Autorität von Hause mitbrachten.

Noch im Feldzug 1866 hatte der preussische Infanterist vorwiegend in geschlossener Ordnung zu kämpfen. „Mit der Kolonne und dem Bajonett wollen wir Benedek's Bataillon über den Haufen rennen“: so äußerten sich die Offiziere in der Armee Friedrich Karls, als sie die Grenze Böhmens überschritten. Nicht ganz so fest baute das preussische Offiziercorps auf diese Taktik, als es 1870 seine Leute über den Rhein führte; es ahnte schon den heftigen Stoß, dem sie erliegen würde, ohne doch den Muth zu finden, mit ihr zu brechen. Davon zeugen die Kämpfe von Weissenburg und Spichern und zum Theil auch von Gravelotte-St. Privat. Ungern sagte man sich von der geschlossenen

Ordnung los. Vermochten doch durch sie die Führer ihre Mannschaften innerhalb des Bereiches ihrer Stimme und ihres Blickes zusammenzuhalten und, so lange Das möglich war, auf die Ausführung ihrer Kommandos und Befehle zu rechnen. Und die Offiziere konnten auch in allen Lagen und zu jeder Zeit das ihnen innewohnende moralische Uebergewicht auf den Untergebenen ausüben und den etwa sinkenden Muth durch Zuruf und Beispiel im kritischen Augenblick heben. Die Ausbildung des Infanteristen in dieser Fechtwaise ließ sich noch bewältigen. Stets wurden zu gleicher Zeit die geistigen und körperlichen Kräfte von einem Willen angespannt; kein Untergebener konnte sich ihm entziehen. Dadurch wurde eine große Gleichmäßigkeit in formeller, intellektueller und auch moralischer Hinsicht erzielt, die den Gefechtswerth der so ausgebildeten Truppe außerordentlich steigerte.

Aber alles Sträuben half nichts. Zu gebieterisch und zu erbarmungslos hatten die ersten verlustreichen Schlachten im August 1870 der zerstreuten Fechtwaise der Infanterie die Bahn frei gemacht. Freilich währte noch viele Jahre nach dem letzten Feldzug der Kampf der Geister. Erst in dem Exerzir-Reglement von 1888 wurde dieser Fechtwaise unumwunden die ihr gebührende Stellung eingeräumt. Mit ihr aber ist der kämpfende Infanterist der unmittelbaren Einwirkung seines Führers entschläpft. Schon auf weite Entfernungen, wo sie noch nicht einmal des Gegners ansichtig geworden ist, löst sich die Infanterie in lockere Schüzenlinien auf. Schützen diese sich an, zu feuern, so nistet sich der Mann im Gelände ein, wenn irgend möglich liegend oder zum Mindesten knietend. Die selbe Körperhaltung muß auch der Führer annehmen, wenn er nicht vorzeitig sein Leben preisgeben will. Nur in dem günstigsten Falle können dann Schütze und Führer einander sehen. Ist aber das Feuer erst aufgenommen, so ist auch die Verbindung — durch die Stimme und das Gehör — zwischen Beiden unterbrochen. Der Schütze ist fast ausschließlich auf sich und die ihm zunächst liegenden Kameraden angewiesen, die moralisch kaum anders geartet sind als er selbst. Wird die Gefechtslage ernstler, bringt vielleicht zu ihm die Kunde, daß er seinen Führer verloren hat, so soll in dieser verzweifeltsten Lage der Schütze von heute nicht nur sich selbst aufrecht erhalten, während der Tod reiche Ernte um ihn her hält, sondern auch in unerschütterlicher Zuversicht auf den Sieg die Kraft finden, mit seinen Kameraden den Kampf bis zum glücklichen Ende weiter zu führen. Mit einem Wort: er soll ein Held sein, nicht aus Ueberzeugung, nicht aus Begeisterung, nicht aus Thatendrang — denn alle diese Triebfedern fehlen dem gemeinen Mann fast immer —, sondern ein Held aus unbewußtem Gehorsam. Zu einem solchen Heldenthum versucht der heutige Gefechtsdienst thatsächlich heranzubilden. Uebungen, bei denen Offiziere und Gruppenführer auf nähere Entfernungen vom Feinde weit hinter die Front der Schüzenlinie

zurücktreten müssen, um diese ihrem Schicksal zu überlassen, sind schon seit Jahr und Tag an der Tagesordnung. Es sind keine bedeutungslosen Experimente; die bittere Nothwendigkeit schreibt sie vor. Eine Armee, die nicht mit solchen Helden auf dem Kampfplatz erscheinen kann, wird ihrer Aufgabe nicht gerecht werden.

Man vergegenwärtige sich nun: zur Ausbildung des im großen Haufen fechtenden und fast zu jeder Zeit zum Gehorsam angehaltenen Mannes reicht allenfalls noch die dreijährige Dienstzeit aus; das Heldenthum des ungebildeten Individuums, eine Leistung, die vom Soldaten noch nicht beansprucht worden ist, so lange überhaupt Kriege geführt werden, soll jetzt aber von dem deutschen Infanterieoffizier innerhalb zweier, noch dazu arg beschnittener Jahre zu Wege gebracht werden. Die „maßgebenden Stellen“ haben richtig erkannt, daß, wenn nur irgendwie den unerhörten Forderungen des modernen Gefechtes genügt werden soll, der Gefechtsdienst sich völlig in die Ausbildung des einzelnen Mannes vertiefen muß. Immer wieder gehen die Mahnungen der höheren Vorgesetzten darauf hinaus. Ungeachtet dieser Individualisirung soll aber die heutige Ausbildung die selbe, nein, eine noch höhere Gleichmäßigkeit in formeller, intellektueller und moralischer Hinsicht zur Herbeiführung des für den Krieg erforderlichen Gefechtswerthes bewirken, als es die frühere in der geschlossenen Gefechtsordnung that. Auf der einen Seite also außerordentliche Ansprüche an den Infanterie-Offizier, auf der andren die rück-sichtsloseste Beschnidung der Dienstzeit. An dieser ungeheuerlichen Aufgabe muß auch der begabteste Compagnie-Chef verzweifeln. Er mag sich bei den Herren Lieber und Eugen Richter Rath holen. Ihnen hat er die Hauptschuld an der zweijährigen Dienstzeit zuzuschreiben. Sie sind auch verpflichtet, ihm zu sagen, wie das Problem zu lösen ist.

Und wenn dieses zum Himmel schreiende Mißverhältniß oben wenigstens anerkannt und gewürdigt würde! Das scheint leider nicht der Fall zu sein. Von einer Scheidung des Nebensächlichen von dem Wichtigem, die früher in der Armee so heilsam wirkte, ist keine Spur mehr vorhanden. Daß Tüchtiges, Großes in der Welt nur in der Beschränkung der Ziele und Mittel geleistet wird, weist uns die Geschichte auf jeder Seite nach. Aber wann wären jemals ihre Lehren befolgt worden? In unseren Zeiten am Allerwenigsten. Multa, nicht Maltum ist der Wahlspruch unseres ganzen staatlichen Lebens. Er steht auch über der Pforte des Kriegsministeriums in der Leipziger Straße. Vieles, nein: Alles soll in der Armee betrieben werden, Alles mit dem Einsetzen der selben Thatkraft. Trotz der Verkürzung der Dienstzeit ist die Ausbildung des Infanteristen zum Gefecht von der modernen Kriegsführung mehr als früher in den Vordergrund gerückt worden. Da hätte man meinen sollen, daß die Dienstzweige, über deren Nützlichkeit be-

rechtigte Zweifel obwalten, entweder unterdrückt oder — wenn man sich dazu nicht entschließen konnte — doch wesentlich in dem in ihnen zu leistenden Pensum beschränkt werden würden. Rein: auch unter dem Regime der zweijährigen Dienstzeit werden das unglückselige Bajonettfechten, das Turnen, die Instruktion, Dienstzweige, die doch nur Mittel zum Zweck sind, fast mit der selben Anspannung aller Kräfte betrieben wie der Gefechtsdienst, der Exerzirdienst und der Schießdienst. Damit der auf diese Zweige zu verwendende Eifer nur ja nicht nachlasse, versäumt kein Division-Kommandeur, kein Kommandirender General, sie genau zu besichtigen, statt Das dem Regimentskommandeur zu überlassen und sich mit den Leistungen der Truppe im Gefecht zur Beurtheilung ihrer Kriegstüchtigkeit zu begnügen. Diese unheilvolle Vielheit der Ansprüche zwingt aber den bedauernswerthen Compagnie-Chef, alle Dienstzweige über das Knie zu brechen, also auch den Gefechtsdienst und den Exerzirdienst, die heute intensiver denn je betrieben werden müßten. Zu nennenswerthen Erfolgen, die ihn selbst befriedigen, kann er es unter solchen Umständen nicht mehr bringen. Oft will es scheinen, als ob mit aller Gewalt jeder, auch der geringste Erfolg hintertrieben werden soll. Die maßgebenden Stellen bestehen nicht nur auf dem entscheidlichen „Multa“; hartnäckig wirken sie auch darauf hin, daß Alles zu gleicher Zeit betrieben wird. Wenn früher der Compagnie-Chef in das neue militärische Jahr eintrat, lag es ihm in seinem ganzen Verlauf klar vor Augen. Die verschiedenen Dienstperioden grenzten sich scharf von einander ab. Die Mehrzahl schloß mit einer Besichtigung, die letzte mit dem die Arbeit krönenden Manöver ab. Der Gegenstand der Besichtigungen ergab genau die Dienstzweige, die in den einzelnen Perioden durchzunehmen waren. So war der Compagnie-Chef befähigt, über die Zeit und das zu bewältigende Pensum zu disponiren und jedesmal Das in den Vordergrund zu schieben, worin er sich bei der nächsten Besichtigung bewähren sollte. Heute weiß er bei dem Beginn des militärischen Jahres eigentlich nur, daß sehr oft und stets Alles besichtigt werden wird und daß er deshalb beständig alle Dienstzweige mit dem selben Eifer betreiben muß, — daß dieser unerhörten Aufgabe aber Niemand gewachsen ist.

Ohne Besichtigungen kann der Dienst sicher nicht auf der gebotenen Höhe erhalten werden. Sie sind der Armee so nothwendig wie dem Menschen das tägliche Brod. Aber wie überall im Leben, rächt sich auch hier die Uebertreibung. Daß die Neigung dazu den höheren Vorgesetzten innewohnt, ist „oben“ erkannt worden. Eine bald nach dem Regierungsantritt Wilhelms des Zweiten erlassene Kabinettsordre will die Besichtigungen auf das mindeste Maß eingeschränkt wissen. Aber diese Ordre hat das selbe Schicksal ereilt wie jene, die etwa um die selbe Stunde sich gegen den in den Offiziercorps immer mehr um sich greifenden Luxus so eindringlich wandte. Der Luxus

ist nicht eingebüßt worden. Viele schlicht und nüchtern denkende Offiziere meinen sogar, er habe in dem letzten Jahrzehnt noch zugenommen. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß selbst die höher bemessene monatliche elterliche Zulage eines jüngeren Offiziers fast in ihrem vollen Umfange zu der Bestreitung der Kosten einer Festlichkeit in Anspruch genommen wird, die das Regiment irgend einem erlauchten Gast zu Ehren veranstalten zu müssen glaubt. Die Besichtigungsmanie grassirt jetzt so stark, daß innerhalb des Offiziercorps die Unterhaltung sich nur noch um sie dreht. Die Besichtigungen reizen gar nicht mehr ab und ziehen sich so in die Länge, daß mit Fug und Recht von Besichtigungsperioden gesprochen werden kann. Ja, oft ereignet es sich, daß sich an eine solche eben abgeschlossene Periode unmittelbar eine neue anschließt und daß Gegenstände besichtigt werden, die zu üben es an Zeit gefehlt hat. Und bei allen diesen Besichtigungen hat der unglückselige Compagnie-Chef, der doch fast allein der Träger der Ausbildung des Mannes zum brauchbaren Infanteristen ist, zugegen zu sein. Es ist selbstverständlich, daß er der Besichtigung der eigenen Compagnie beivohnt. Daß er aber auch den Verlauf der Besichtigung anderer Compagnien persönlich zu verfolgen hat, um Studien zu machen, Vergleiche anzustellen und neue Wahrheiten des Besichtigenden entgegenzunehmen, die er schon tausendmal gehört hat, ist eine harte Zumuthung an ihn und an die wahren Interessen des Dienstes. Ganze Tage muß er in der Nähe des Besichtigenden aushalten, ohne persönlich engagirt zu sein. Die Verbindung mit der Compagnie vermag er nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß er sich auf Augenblicke wagt, sich in einem Winkel mit dem Feldwebel Rücksprache nimmt.

Und dabei ist die Sache mit den regelmäßig wiederkehrenden Besichtigungen noch nicht abgethan. So oft dem Compagnie-Chef von dem Feldwebel die Parole vorgelesen wird, muß er auf einen Personenwechsel unter seinen Vorgesetzten gefaßt sein. Man weiß, mit welcher Thatkraft der Kriegsherr die Führer der Armee jung und frisch zu erhalten sucht, wie er allen Stellen möglichst oft neues Blut zuführt. Diesem Bestreben kann die Zustimmung nicht versagt werden. Wer aber schärfer hinsieht, muß auch die Rehrseite der Medaille erkennen. Die Armee kommt in keinem ihrer Truppentheile zur Ruhe. Erhalten doch oft Compagnien in einem Jahr vom Bataillon-Kommandeur aufwärts neue Vorgesetzte. Ein neuer Bataillon-Kommandeur läßt den Compagnie-Chef kalt. Er weiß, wie gering seine Einwirkung auf den Dienst ist. Ist er aber wieder einmal mit einem neuen höheren Vorgesetzten beglückt, so entringt sich seiner Brust ein schwerer Seufzer. Die ernste Frage, wie Dieser ihn wohl beurtheilen wird, stellt er zunächst noch zurück. Mehr beschäftigt ihn die Besichtigung, die der neue Herr außer der Tour zu seiner Orientirung nach den Bestimmungen vornehmen darf und auch that-

fächlich vornimmt und die in der Vorbereitung wie in ihrem Verkauf wieder viel kostbare Zeit verschlingt. Alles soll sich bei solchen Orientierungstouren der höheren Vorgesetzten möglichst vortheilhaft präsentiren: der Mann, die Leistung, die Stube, die Küche und die Kantine. Ueber Alles, auch über die entlegensten Fragen, muß Auskunft gegeben werden; und so beginnt mit dem Augenblick, wo der Wechsel in einer höheren Stelle bekannt geworden ist, ein rastloses Bugen, Scheuern, Streichen, ein flüchtiges Aufbessern aller Dienstzweige, ein eingehendes Studiren von Vorschriften und Statuten. Tage, Wochen lang ist die Truppe, die der Ehre eines solchen hohen Besuches theilhaftig wird, durch dieses Bemühen präoccupirt, weil auch sie sich sagt, daß der erste Eindruck der bleibende ist; und Tage lang muß der Hauptmann den Dienst unterbrechen, der auf die Ausbildung des Mannes zum Krieger, zum Verteidiger des Vaterlandes hingerichtet.

Selbst angesichts dieser Zustände giebt es noch junge, unerfahrene Compagnie-Chefs, die nach einem bestimmten Programm ihren Dienst aufbauen wollen. Sie geben diese Absicht aber sofort auf, wenn sie vielleicht zehnmal erlebt haben, daß ihnen auch in den Dienstperioden, die nach der allgemein verbreiteten Auffassung ihnen gehören, ohne Weiteres die Mannschaften von den höheren Instanzen zu Uebungen in kriegsstarke Verbänden oder zu größeren Felddienstäbungen entzogen werden, — zu Uebungen, die ihr Gutes haben mögen zur Erziehung der Führer, die aber für die individualisirende Ausbildung zum Gefecht geradezu schädlich wirken, da der einzelne Mann bei ihnen in der Masse verschwindet und sich der unmittelbaren befehrenden Einwirkung seiner Führer entzieht.

Damit sind aber die Qualen noch nicht erschöpft, die dem Compagnie-Chef das drückende Gefühl der Verantwortung für die Ausbildung des Mannes und die Unmöglichkeit, diese durchzuführen, bereiten. Früher verschloß man sich an den maßgebenden Stellen nicht der Erkenntniß, daß nur einer bevorzugten Minderzahl von den Göttern die Gaben des höheren Führers verliehen werden, daß die große Mehrzahl der Offiziere in dem nächstern und dennoch aufreibenden Frontdienst verbraucht werden muß, sich aber auch hier große Verdienste um König und Vaterland erwerben kann. Heute sollen in jedem, auch noch so bescheiden beanlagten Offizier die meist gar nicht in ihm schlummernden Fähigkeiten zur höheren Führung geweckt werden. So ist der vielgeplagte Compagnie-Chef bald auf einem mehrtägigen taktischen Uebungsritt unter Leitung eines höheren Vorgesetzten, bald sitzt er daheim an seinem Schreibtisch, um einen Befehl für eine Kriegsspielaufgabe abzufassen. In beiden Fällen operirt er theoretisch mit Brigaden und Divisionen, während sein Regiments-Kommandeur vielleicht schon den Qualifikationsbericht geschrieben hat, nach dessen Wortlaut er in wenigen Wochen bei dem Bezirks-

offizier, diesem Schreckgespenst aller Hauptleute, anlangen muß. In beiden Fällen muß er aber den seine Befehle einholenden Feldwebel mit den Worten abweisen, daß den Dienst der Lieutenant oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, er, der Feldwebel, statt seiner zu leiten habe. Zerreißen kann er sich füglich nicht; und so muß der in kaum zwei Dienstjahren zum unbewußten Selben heranzubildende Mann vor der gewöhnlich erfolglosen Uebung seines Compagnie-Chefs in der höheren Taktik zurückweichen. Die Unmöglichkeit, in der Führung der Compagnie auch die bescheidenste Disposition über Zeit und Mannschaften treffen zu können, bringt den Hauptmann nur zu bald zur Verzweiflung, aus der er sich, um bestehen zu können, in den Fatalismus rettet. Dieser aber ist der Uebel schlimmstes. Nur der Dienst vermag gute Erfolge zu zeitigen, der freudig gethan wird. Wo nicht das Herz dabei ist, wird *travaillé pour le roi de Prusse*, kommt der Dienst des Königs zu kurz. Dem Compagnie-Chef ist schließlich, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, Alles egal. Zuletzt freut er sich sogar, wenn die höheren Vorgesetzten für ihre Zwecke seine Compagnie verwenden. Ist er dann doch der Mühe überhoben, sich mit ihr abzugeben, steht er doch vor seinem eigenen Gewissen gerechtfertigt da, wenn er einmal zu hören bekommen wird, daß seine Compagnie nicht kriegstüchtig ist.

Woher aber die Zerfahrenheit, zu der das militärische Dienstjahr sich in seinem Verlauf verurtheilt sieht? Zunächst wirkt die geschilderte Beschäftigungswuth der höheren Vorgesetzten mit. Die Hauptschuld trägt aber das allgemein herrschende dunkle Gefühl, daß im Grunde mit der zweijährigen Dienstzeit nicht auszukommen ist. Nach dem in der Armee leider nicht auszurottenden Grundsatz, daß desto mehr geleistet wird, je mehr man verlangt, suchen sich die maßgebenden Stellen über die Wahrheit, wie gesagt, dadurch hinwegzutäuschen, daß sie nicht nur Alles, sondern auch Alles zu gleicher Zeit fordern. Die Täuschung muß ihnen um so mehr gelingen, als ihnen die Erfahrung der Praxis fehlt und sie so außer Stande sind, zu beurtheilen, wie unheilvoll ihr System bei der zweijährigen Dienstzeit wirken muß. Daß die maßgebenden Stellen einmal zur Einsicht gelangen werden, ist nicht anzunehmen. Die sämmtlichen höheren militärischen Functionäre stehen der Frage, wie und wie lange unsere Infanterie auszubilden ist, nur als Theoretiker gegenüber. Sie wissen nicht, wo die Ansprüche an die Infanterie-Truppe ihre Grenze haben. Die Gewaltmärsche des Führers der Westarmee während des letzten großen Manövers haben ihm die Bewunderung der ganzen Welt eingebracht. Im Ernstfall hätte er sie vollauf verdient. Unter dem Gesichtspunkt der Friedensverhältnisse lassen sie sich nicht rechtfertigen. Im Kriege spielt das Menschenleben keine Rolle. Tausende und Abertausende müssen leichten Herzens geopfert werden, um das Vaterland zu schützen. Eine

schwere Verantwortung nimmt dagegen der Vorgesetzte auf sich, der bei Friedensübungen Leben und Gesundheit seiner Untergebenen ohne zwingenden Grund auf das Spiel setzt. Zwingende Gründe lagen aber für diese Gewaltmärsche nicht vor. Auch ohne sie würden Deutschlands Grenzen heute noch eben so gesichert sein wie vor dem letzten Manöver. Der Führer der Westarmee wird meinen, er habe die Gesundheit der Infanterie nicht gefährdet; das Wetter habe die Märsche begünstigt und die Krankenrapporte, die nach ihrem Ende ihm vorgelegt wurden, hätten unmöglich besser lauten können. Das beweist gar nichts. Jeder auch nur einigermaßen einsichtige Laie weiß, daß die Folgen jeder Ueberanstrengung, gleichviel ob geistiger oder körperlicher, sich nicht unmittelbar nach dieser, sondern erst später, oft erst nach Jahren, zeigen. Die Hälfte der an den Marschleistungen beteiligten Mannschaften ist aber unmittelbar nach dem Manöver entlassen worden; und wer von den bei der Fahne bleibenden Leuten später erkrankte, Der konnte natürlich nicht nachweisen, daß sein Leiden auf Rechnung der Märsche im Manöver zu setzen war. Der Führer der Westarmee ist von Hause aus Kavallerist. In seinem Corps wird er wegen seines großen Wohlwollens, das sich namentlich in einer gerechten Behandlung seiner Untergebenen zeigt, verehrt. Beide Momente sprechen dafür, daß er nur in Unkenntniß Dessen gehandelt hat, was einer Infanterie zugemuthet werden darf, was nicht. Hätte er die Rügen würdigen können, die der Compagnie-Chef hat, seine Mannschaft bei Kräften, bei gesunden Füßen und bei gutem Muth zu erhalten, er hätte zweifellos auf den Ruhm verzichtet, den er den Gewaltmärschen verdankt. Die Herren oben, die gewohnt sind, Alles von einem höheren, nur Wenigen zugänglichen Standpunkt zu betrachten, werden über diese Ausführungen wahrscheinlich lächeln. Damit schaffen sie aber die Wahrheit nicht aus der Welt, daß unsere Armee um so sicherer in die Brüche geht, je mehr den Theoretikern das entscheidende Wort überlassen wird. Die endgiltige Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird es deutlich lehren.

Wenn die moderne Kriegsführung in ihren Ansprüchen bescheidener wäre, wenn die den Ton angegebenden Herren weise in Dem, was sie von der Truppe zu verlangen haben, Maß zu halten wüßten, wenn endlich der Compagnie-Chef befähigt wäre, den Mann planmäßig für das heutige Gefecht heranzubilden, — selbst dann noch wäre die endgiltige Einführung der zweijährigen Dienstzeit eine durch nichts wieder gut zu machende Verfündigung am Vaterlande. Den Ausschlag giebt, wie schon angedeutet wurde, in der Bewerthung des Soldaten das Herz, die Gesinnung. Auch hierin soll der Mann von seinen Vorgesetzten so erzogen werden, daß er über das gereifte Mannesalter hinaus in allen Lagen des Lebens ohne schweren inneren Kampf für das Vaterland, den König und die Ehre seines Regiments den letzten

Blutstropfen herzugeben bereit ist. Früher hatte der Compagnie-Chef verhältnißmäßig leichte Arbeit. Es gab eine Zeit, wo nur Der unter seinen Mitbürgern für voll galt, der unter der Fahne gedient hatte. Wenn Jemand mit besonderem Nachdruck in der allgemeinen Achtung heruntergesetzt werden sollte, so hieß es: „Er ist ja nicht einmal Soldat gewesen.“ Daß der Soldatenrock das höchste Ehrenkleid für einen Deutschen, namentlich für einen Preußen ist, davon war der Vater, der es hatte tragen dürfen, tief durchdrungen. Die selbe Anschauung brachte er bewußt oder unbewußt dem Sohn bei. Wurde der junge Bursche in Reihe und Glied gesteckt, so hatten die Vorgesetzten in der Erziehung zur treuen Hingabe an das Vaterland nur da anzuknüpfen, wo der Vater in der Unterweisung aufgehört hatte. Ueber die Grundzüge des Unterrichtes waren Lehrer wie Schüler einig, bevor sie einander kennen gelernt hatten. Schied aber der junge Bursche als strammer Soldat von der Compagnie, so war die Trennung nur eine äußerliche. Sein Herz blieb bei ihr zurück; mit ihr fühlte er sich auch ferner in dem Entschluß verbunden, für die Größe seines Vaterlandes, den Ruhm seines Königs und die Ehre des Regiments Leib und Leben zu lassen. Ich sage absichtlich „des“ Regiments. Denn für den früheren Soldaten gab es nur ein Regiment: das, dessen Nummer er getragen hatte. Und wie steht es heute hiermit? Mit der Errichtung des Deutschen Reiches erwachsen ihm zwei heftige Gegner: der Ultramontanismus und die Sozialdemokratie. Was diese beiden Mächte in fast dreißig Jahren schon erreicht haben, ahnt der blöde Michel kaum. Nichts ist in dieser Hinsicht symptomatischer als der Verlauf der jüngsten Reichstagswahlen. Lauer und indifferenter als in dem ersten Wahlgange konnte er sich unmöglich zeigen. Welche Verwilderung der Gemüther in dem neuen Geschlecht der Besitzlosen bereits um sich gegriffen hat, davon erhält Jeder eine annähernde Vorstellung, der sich längere Zeit in den Centren der Sozialdemokratie, in den großen Fabriksstädten des Westens, umgesehen hat. Von einem Gewissen, das sich einem göttlichen Willen und einer irdischen Autorität gegenüber verantwortlich fühlt, ist in diesen Gemüthern keine Spur mehr zu entdecken. Der Staat aber prüft die in das Heer einzustellenden Mannschaften nur auf ihre körperliche und geistige Befähigung hin. Ihre Gesinnung ist ihm freilich durchaus nicht gleichgiltig. Wohin aber würde es führen, wenn er bei den Musterungen auch den politischen Standpunkt beleuchten und danach seine Auswahl treffen wollte? Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wäre durchbrochen, — ganz abgesehen davon, daß es sehr fraglich wäre, ob wir dann noch das alljährlich nöthige Rekrutencontingent ausbringen könnten. So müssen wir die Thatsache hinnehmen, daß die Armee, das letzte Bollwerk des Vaterlandes, ich will nicht sagen, von der Sozialdemokratie schon angefressen, wohl aber von ihr nicht mehr frei ist. Noch vor Kurzem sträubte sich die Regierung,

diese Thatfache anzuerkennen. Heute hat man diese Politik des Vogels Strauß aufgegeben, ohne hieraus freilich, wie wir an dem der zweijährigen Dienstzeit bekundeten Entgegenkommen sehen, die nothwendige Konsequenz zu ziehen. Bei den Regimentern, die sich aus den Industriebezirken ergänzen müssen, ist die Zahl der der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie verdächtigen Rekruten schon erschreckend groß. Es giebt Bataillone, deren Mannschaften zu einem Drittel vor ihrer Einstellung Fählung mit ihr gehabt haben. Nun soll gern zugegeben werden, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Leute nur einigen besonders lauten Schreibern nachgelaufen war, deren Ziele ihr Geist noch gar nicht zu durchschauen vermag. Bewußte Sozialdemokraten sind aber die Leute, die schon vor ihrer Einberufung zur Fahne die Rolle des Rädelöführers gespielt haben. Sie sorgen dafür, daß das vor der Dienstzeit beigebrachte Gift nicht nur nicht unwirksam werde, sondern tüchtig weiter arbeite. Man frage nur die intelligenteren, gegen die sozialdemokratischen Lehren sich ablehnend verhaltenden Leute, wie es auf den Mannschaftsstuben hergeht, wenn kein Vorgesetzter anwesend ist. Seltsame Dinge bekommt man da zu hören. Der Vergleich der Kaserne mit einem Zuchthaus drängt sich jedesmal auf die Lippen, sobald es einmal im Dienst scharfe Maßregeln oder Strafen gegeben hat. Ich weiß: kein Gemüth ist so empfänglich für alle Eindrücke, für gute wie für schlechte, wie das jugendliche. Diese Anläufe zu einer sozialdemokratischen Gesinnung lassen sich ohne Zweifel noch im Keime ersticken. Der deutsche Soldat hat viele Vorzüge. Eine der herrlichsten Eigenschaften ist sein überaus feines Verständniß für Gerechtigkeit. Der Vorgesetzte, der seinem ganzen Wesen nach das Gefühl, gerecht behandelt zu werden, seiner Truppe einflößt, kann mit ihr auch heute noch machen, was er will. Er kann der Laune, dem Aerger, der Wuth nicht einmal, nein, sogar oft nachgeben. Der Mann verzeiht und vertraut ihm dennoch, weil er weiß, daß es nicht schlimm gemeint war, daß im Grunde sein Hauptmann oder sein Oberst doch sein Bestes will. Dem gerechten Offizier wird es deshalb auch jetzt noch gelingen, die irreführten jugendlichen Gemüther zur liebevollen Hingabe an König und Vaterland zurückzuleiten oder, wo sich sich in dieser Richtung überhaupt noch nicht bethätigt hatten, den Patriotismus zu wecken. Was nützt ihm aber all sein Mühen, wenn die junge Mannschaft, kaum in diesen Anschauungen warm geworden, nach noch nicht zwei vollen Jahren dem Regiment den Rücken kehrt und er sie von Neuem allen Uebersiedungskünsten der sozialdemokratischen Wortführer preisgegeben sieht?

Ich verkenne nicht, daß auf diesem Gebiete die Vorgesetzten des Mannes von oben unterstützt werden. Patriotische Schriften, populär verfaßte Regimentsgeschichten, Photographien des Kaisers, der Prinzen, des Regimentschefs circuliren bei der Truppe in solcher Menge, daß der Compagnie-Chef

sie in dem Bemühen, sie jedem einzelnen Manne zuzuführen, kaum bewältigen kann. Doch der Schwerpunkt der Heranbildung des Soldaten zu einem überzeugten Vaterlandsfreunde liegt in der von den Vorgesetzten auszuübenden persönlichen Beeinflussung; und für diese fehlt es bei dem zweijährigen Dienst unter der Fahne an der Zeit, wenn sie so nachhaltig sein soll, daß der Mann bis an das Ende seiner Tage nicht nur den Zuflüsterungen der Sozialdemokraten unzugänglich bleibt, sondern auch aus innerster Ueberzeugung mithilft, diese Partei zu bekämpfen. Der Wandel im Gemüth vollzieht sich nicht von heute auf morgen. Der Umschwung der Empfindungen und der Lebensanschauungen geht unmerklich und in langsamem Tempo vor sich. Außerdem tritt das Gemüth erst in ruhigen, der Beschaulichkeit günstigen Situationen in Thätigkeit. Es weicht überall zurück, wo hastig gelebt und gearbeitet wird. In den beiden Dienstjahren leben aber die Mannschaften wie ihre Vorgesetzten in einer ununterbrochenen Hitze. Nur ein besonders charakteristisches Beispiel. Früher lag zwischen dem Schluß des Manövers und der Einstellung der Rekruten eine lange dienstliche Pause. Die Truppe benutzte sie zum Aufathmen und zur Ausbildung des Lehrpersonals, dem die Unterweisung der neuen Mannschaft übertragen werden sollte. Heute liegen zwischen dem Schluß des Manövers und dem Erscheinen des ersten Rekruten oft noch nicht vierzehn Tage. Diese knappe Frist reicht für die gründliche Anleitung des Lehrpersonals aber nicht aus. Was bleibt dem Compagnie-Chef übrig, als schon im Juli oder Anfang August, sicherlich mehrere Wochen vor Beginn der großen Herbstübungen, sich mit diesem Dienst zu befassen, während er noch mit beiden Füßen im alten militärischen Jahr steht und ihm die Ausbildung der alten Mannschaften noch unendlich viel zu schaffen macht? Der Compagnie-Chef ist gar nicht mehr disponirt, wärmere Töne anzuschlagen, die das Gemüth gefangen nehmen sollen, und der Mann ist nicht aufgelegt, sie aufzunehmen und zu verarbeiten. Wie sollen da aber die Lehren der Sozialdemokratie in der Armee bekämpft werden? Wieder müssen die Herren Lieber und Eugen Richter Rath schaffen. Vermögen sie es nicht, so bleibt nur die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit übrig. Entschließt man sich aber hierzu nicht, dann wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der zu den Reserve- und Landwehrübungen einberufenen Vollblut-Sozialdemokraten immer mehr an, bis sie schließlich ein entscheidendes Uebergewicht über die königtreue Minderzahl erhalten wird.

Zum Schluß möchte ich noch fragen, ob bei der zweijährigen Dienstzeit der Mann nun auch zwei volle Jahre bei der Fahne ist. Herr von Caprivi hatte während seiner kurzen Amtsthätigkeit als Reichskanzler in wäiser Voraussicht der kommenden zweijährigen Dienstzeit die dreijährige so durchlöcheret, daß sie in der That schon in den letzten Jügen lag, als sie von

der zweijährigen abgelöst wurde. War doch bereits ein großer Theil der zur Disposition zu entlassenden Leute mit militärischen Strafen belastet. Wir können zwar nicht behaupten, daß in diesem Sinne auch die zweijährige Dienstzeit bereits abbröckelt. Denn ob der Mann sich gut oder schlecht geführt, ob er viel oder wenig gelernt hat: er ist seiner Entlassung aus dem aktiven Dienst, wenn er es nicht gar zu toll getrieben hat, nach zwei Jahren eben so sicher wie seines einmal zu erwartenden Todes. Aber auch bei der zweijährigen Dienstzeit deckt sich die Bezeichnung nicht mit der Zahl der Tage, die der Mann wirklich im Dienst zum Zweck seiner Ausbildung zubringt. Er trägt wohl beinahe zwei volle Jahre die Uniform. Ich sage: beinahe; denn erst in der zweiten Oktoberwoche wird er eingestellt und schon in der vorletzten Woche des zweiten Jahres in der Regel entlassen. Aber sein Hauptmann kann sich glücklich schätzen, wenn die der Erziehung zum Soldaten gewidmeten Tage an ein volles Jahr heranreichen. Die Anlässe, die die Zeit zum wirklichen Dienen verkürzen, sind kaum sämmtlich aufzuzählen. Von den Sonn- und Feiertagen will ich nicht reden, will sogar von den vielen katholischen Feiertagen schweigen, an denen der katholische Mann spaziren geht, während der evangelische sich im Dienst redlich abmüht. Sehr schwer ins Gewicht fallen aber die Tage, die durch die Kommandirungen zur Arbeit auf der Montirungskammer, in der Küche, in der Kantine, in der Büchsenmacher-Werkstatt, auf dem Schießstand und den größeren Schießplätzen verschlungen werden. Namentlich die zuletzt erwähnten Arbeiten sind vom Uebel; währen sie doch oft so lange, daß der Feldwebel ganze Wochen die dort beschäftigten Leute nicht zu sehen bekommt, wenn er sie nicht etwa in der Frühe beim Morgenkaffee oder in den späten Abendstunden im Bett aufsuchen will, und absorbiren sie doch gleichzeitig ein so bedeutendes Personal, daß aus diesem leicht vollständige Arbeiter-Compagnien gebildet werden könnten. Es darf nicht verschwiegen werden, daß diesem Uebelstand nach Kräften dadurch entgegengearbeitet wird, daß man bei den Kommandos, die längere Zeit beanspruchen, die Arbeiter möglichst oft ablöst. Aber wie viele Arbeiten giebt es, für die eine gewisse Fertigkeit erforderlich ist? Bei ihnen fallen immer die selben Persönlichkeiten aus dem praktischen Dienst aus. Hieher gehören auch die Vorbereitungen zu ökonomischen Musterungen. Alle zwei Jahre werden sie abgehalten; also erlebt sie auch bei der heutigen Dienstzeit jeder Mann. Der Hauptmann kann an sie nur mit innerem Beben denken. Steht sich nicht während dieser Periode bei Appells, die kein Ende nehmen wollen, die Compagnie die Beine in den Leib und wird nicht täglich auf den Stuben Stunden lang genäht, geflickt, gepuht und gewickelt, während der Dienst auf dem Exercirplatz und in dem Gelände ausfällt? Wie viele Leute sind ferner durch Krankheit verhindert, sich im praktischen Dienst zu betheiligen? Wohl

keine Armee der Welt pflegt die Gesundheit der Mannschaften mit so großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt wie die deutsche. Dennoch bevölkern verschiedene Dienstperioden, wenn sie von der Witterung nicht begünstigt werden, sehr schnell die Krankstuben und die Lazareth; denn Rücksichten darauf lassen sich bei der so arg beschnittenen Dienstzeit nicht mehr nehmen. Heute zieht unter strömendem Regen und bei eisiger Kälte der Führer mit der Truppe in das unbehagliche Gelände; mehr denn je muß er etwa vorhandene Bedenken mit der alten Soldatenwahrheit bekämpfen, daß die Schlachten auch bei Hundewetter geschlagen werden. Eben so viel, oft noch mehr Zeit rauben dem wirklichen Dienst die zu verbüßenden Strafen. Wie sehr die moralische Qualifikation des Erfages zurückgeht, zeigen die Uebertretungen und Vergehen, deren sich die jungen Leute schon vor ihrer Einstellung schuldig gemacht haben. Es giebt Aushebungbezirke, in denen auf jeden Rekruten mindestens eine Strafe kommt. Eine besondere Veranlassung, durch eine mustergiltige Führung seinen Vorgesetzten eine bessere Meinung von sich beizubringen, liegt für den Mann nicht vor. Durch sie kommt er auch nicht um einen Tag früher von der Truppe fort. Nur von dem einen Gedanken läßt er sich leiten, sich die Strafen vom Leibe zu halten, die zum Nachdienen führen. Im Uebrigen wird ihm der Weg in den Arrest nicht mehr schwer, namentlich dann nicht, wenn er ihn erst einmal gefunden hat. Also der gekürzten Dienstzeit steht der längere Aufenthalt bei Vater Philipp, wie sich der Soldat der berliner Garnison auszudrücken pflegt, d. h. im Arrestlokal, gegenüber.

Daß der Infanterist auch bei der zweijährigen Dienstzeit auf Urlaub geht, ist nicht nur in seinen eigenen, sondern auch mancher weniger einsichtiger Vorgesetzten Augen selbstverständlich. Oft hört man sogar von einem Recht auf Urlaub sprechen. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn der Mann guter Führung während der Festtage dann und wann die Seinigen aufsucht und sich im heimathlichen Dorfe als schmucken Waffenhelden vorführt. Es darf auch kein Wort über die Beurteilungen bei Sterbefällen und schweren Erkrankungen der nächsten Angehörigen verloren werden. Wird aber über diese Grenze hinausgegangen, sei beweist Das ein unverantwortliches Bekennen der Schwierigkeiten, die der Erziehung des Mannes aus der gekürzten Dienstzeit erwachsen. Es geschieht aber im weitesten Umfange. Das frühere System sollte mit aller Gewalt beseitigt werden. Aber auf die dienstlichen Erleichterungen, die es gewährte, wollte man nicht verzichten. Nicht einmal die Beurteilung zur Erntearbeit ist nach der Einführung der zweijährigen Dienstzeit fortgefallen. Das setzt Allem die Krone auf. Solche Wünsche wurden im Reichstag namentlich von den Herren geäußert, die nicht laut genug die zweijährige Dienstzeit hatten fordern können; und eben so oft wurde vom Regierungstisch mit großer Bereitwilligkeit ihre Erfüllung zugesagt. Zuerst forderten

die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse ein Verkürzen der Dienstzeit um ein volles Drittel. Jetzt sollen sie auch noch die Unterstützung der Landwirththe bei den Erntearbeiten rechtfertigen. Warum geht man nicht lieber gleich zum Milizsystem über? Dann hätte das Kind wenigstens den richtigen Namen.

Ueber die Gründe der scheinbaren Gleichgiltigkeit und der thatsächlichen Nachgiebigkeit der Regierung brauchen wir uns nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Es handelte sich darum, den Reichstag auf alle Fälle für die Flottenfrage bei Stimmung zu erhalten. Es soll eben mit aller Gewalt der Schwerpunkt unserer Wehrkraft verschoben werden, trotzdem hiervor Bismarck eindringlich genug gewarnt hat. Die Theoretiker, deren Arbeit unbewußt hierauf abzielt, dürfen aber nicht länger das entscheidende Wort sprechen, sondern Männer, die jahraus, jahrein die Mühen und die Verantwortung für die Ausbildung des Infanteristen getragen haben, damit vom Regierungstisch aus die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit und ihre Einhaltung während dreier voller Jahre gefordert und durchgesetzt wird. Nur eine von unerschütterlichem, unbewußtem Gehorsam beherrschte, in allen auf das Gefecht abzielenden Dienstszweigen vollkommen sichere, numerisch starke Infanterie kann Deutschland die Stellung unter den Großmächten erhalten, die ihm Bismarcks geniale Politik angewiesen hat. Er hat die Einführung der zweijährigen Dienstzeit als einen schweren Mißgriff bezeichnet. Er stand zwar in der preussischen Rangliste als Generaloberst; seine militärischen Kenntnisse dürften aber nicht über die eines Landwehrhauptmanns aus den Jahren um 1848 herum hinausgegangen sein. Denn damals hat er sich im praktischen militärischen Dienst zum letzten Male bewähren können. Zweifellos hat er sein Urtheil über die Dauer der Dienstzeit der deutschen Infanterie aus dem langjährigen Gedankenaustausch mit seinem früheren Herrn und Gebieter geschöpft. Wilhelm der Zweite zollt seinem Großvater eine grenzenlose Verehrung; er hält sein Vermächtniß hoch. Vermag er in Erinnerung an den Ahnen die dreijährige Dienstzeit in ihr durch drei Feldzüge verbrieftes Recht wieder einzusetzen, so wird ihm nicht nur die deutsche Armee, nein, das ganze deutsche Volk dafür danken, — auch dann, wenn er, was Niemand von ihm verlangen wird, nicht gelernt haben sollte, die Plückerarbeit an einem abgetragenen Soldatenmantel zu würdigen. Vermag er es nicht, nun, so werden für das Deutsche Reich die Tage der Größe und des Ruhmes gezählt sein. Der Hinweis hierauf ist der Zweck dieser Zeilen. Von den drei Hauptwaffen entscheidet auch heute noch die Infanterie den Kampf. Die deutsche Infanterie kann aber bei der zweijährigen Dienstzeit nicht bestehen, mag auch heute noch die Mehrheit der Kommandirenden Generale das Gegentheil behaupten.

Karl von Wartenberg.



Eine moderne Theorie des Staatsrechtes.

Eine Wissenschaft nach der anderen geht in das Lager derer über, die nach der seit Bacon für die Naturwissenschaften gültigen Methode betrieben werden: an die Stelle eines Systems logischer Konsequenzen aus einem Grundbegriff, der doch nie etwas Anderes sein konnte als der Ausdruck der Wünsche und Ideale, die der betreffende Denker gemäß seiner Stellung und Lage haben mußte, tritt eine geordnete Reihe durch Beobachtung gewonnener empirischer Thatfachen.

In den Staatswissenschaften erfüllt die Soziologie die Aufgabe der Umstürzlerin. Das Einbringen dieses ganz modernen Wissenschaftskomplexes — denn als solchen, nicht als Wissenschaft, muß man sie bezeichnen — bedeutet aber nicht nur eine ganz neue Methode, nein, auch einen ganz neuen Inhalt, ein neues Ziel für die Wissenschaft. Wenn das „Allgemeine Staatsrecht“ von Gumplowicz ein Mensch in die Hand nimmt, der bis dahin als das Modernste nur die Wünsche der historischen Schule kannte, wird er sich kaum zurechtfinden. Es handelt sich um eine ganz andere Wissenschaft, die an die Stelle der früheren tritt, etwa wie die Philosophie des Descartes an die Stelle der Scholastik trat. Ein solcher Wandel liegt in der Zeit; und es ist wesentlich Zufall, ob in dieser oder jener Wissenschaft der Eine oder der Andere den ersten Schritt that. Es ist deshalb auch durchaus nicht anzunehmen, daß ein solches erstes Werk in der neuen Richtung immer eine monumentale Bedeutung haben müsse.

Der große Werth der Leistung von Gumplowicz liegt darin, daß er den ersten Schritt gethan hat; sein eigentliches Werk giebt zu den selben Bedenken Anlaß wie seine übrigen Arbeiten. Die Manier Kelterer, aus einem „Begriff“ heraus das Staatsrecht zu konstruiren, wobei in der psychologischen Perspektive das im Denker Liegende als im Begriff enthalten angenommen wurde, hat doch eine tiefe Wurzel in einer Geistesverfassung, die wohl den Menschen aller Zeiten eigen ist, dem Streben nach Vereinheitlichung. Wir müssen uns einen künstlichen Ruck geben, wenn wir die Dinge in ihrer Verschiedenartigkeit im Geist behalten wollen; immer wieder suchen wir zu vereinfachen, zu systematisiren, auf eine einzige Ursache zu bringen. Und selbst die scheinbar modernsten Denker erliegen hier. Man denke nur an Spencer. Bei Darwin, diesem ruhigen Mann mit den scharfen Augen, ist die Entwicklung das Resultat einer Anzahl von Gesetzen, von denen ihm bewußt ist, daß er nur einen Theil aufgewiesen hat; bei Spencer ist die Entwicklung unvermuthet selbst Gesetz geworden und in ihrer Einheitlichkeit ist alle bunte Mannichfaltigkeit des Wirklichen ausgegangen. Auch Gumplowicz ist dieser Gefahr erlegen; und wenn man ihn scharf, aber schließlich doch gerecht charakterisiren will, so kann man sagen: frühere Forscher hängten das ganze Staatsrecht an ein, wie sie glaubten, politisch sittliches Ideal, er hängt es an eine Erscheinung, die zwar aus der Wirklichkeit stammt, aber durchaus nicht die imputirte Bedeutung hat. Scheinbar ist er realistisch, während seine Vorgänger idealistisch waren; aber im Grunde konstruiren Beide, — nur, daß sein Material aus dem Leben genommen ist.

Das Starke und Schwache seiner Position ergibt sich aus dem Paragraphen „Die Aufgabe der Staatswissenschaft“.

„Man hat die Staatswissenschaft bis jezt meist als eine Zwecklehre auf-

gefaßt. Sie sollte, wie sie von verschiedenen Standpunkten vorgetragen wurde, den deutlich angegebenen Zweck erfüllen, eine gegebene Staatsordnung zu rechtfertigen oder zu widerlegen und eine andere anzupfehlen. Sie sollte also ein Mittel sein, das zu einem gewissen Zweck gebraucht wird. Die Wissenschaft aber ist sich selbst Zweck; man erniedrigt sie, wenn man sie zum Mittel gebrauchen will. Wir wollen mit unserer Staatswissenschaft keine gegebene Staatsordnung stützen (ist sie naturgemäß und normal, dann bedarf sie dieser Stütze nicht) und auch keine ideale Staatsordnung anstreben. Wir wollen nur erkennen, welche natürlichen Kräfte das menschliche Zusammensein im Staat hervorgebracht haben und welche es beherrschen. Wir wollen die Gesetze kennen lernen, die die Entwicklung dieser staatlichen Verhältnisse bestimmen. Wir wollen den einzigen großen ‚Willen‘ kennen lernen, der hoch über aller menschlicher Willkür und über all der Misere des Einzelwillens das menschliche Zusammensein im Staat mit Naturnothwendigkeit regelt und festsetzt. Wenn wir dieses ‚Willens‘ Walten erkennen, seine Richtung ahnen, dann haben wir das Höchste erreicht, was menschlicher Geist zu erreichen sich vornehmen darf.“

Woher hat denn Gumpłowicz diesen mit so viel Pathos geschälberten „einzigen großen Willen?“ Sehr richtig bemerkt er später, daß jeder Staat ein besonderes Wesen für sich sei und jede Einschachtelung verbiete; aber wo es sich um Entstehung, Zusammenhalt und Entwicklung dieser besonderen Wesen handelt, da sieht er plötzlich nicht mehr Verschiedenartiges: nicht nur der einzelne Staat verdankt seine Existenz einem einzigen — ja, wie soll man denn sagen? — Prinzip; nein, alle so verschiedenartigen und besonderen Staatswesen haben sämmtlich die gleiche Wurzel. Ganz in der Art der alten Wissenschaft fängt Gumpłowicz denn auch sein eigentliches Thema mit einer Definition an. „Was immer der Staat Segensreiches schafft, welche hohen Ziele er erreichen mag: all sein Wirken und seine Thätigkeit ist vor Allem bedingt durch das Verhältniß des Herrschens und des Beherrschteins, das seine ganze Organisation durchzieht und durchbringt von seinen Höhen bis in seine untersten Tiefen. Wenn nun dieses Verhältniß des Herrschens und Beherrschteins als konstantes und unvermeidliches Merkmal und bei allen Staaten entgegentritt; wenn es eine Bedingung, eine *conditio sine qua non* all seines segensreichen Wirkens und Schaffens ist: so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir zunächst den Staat definiren als eine naturwüchsigte Organisation der Herrschaft behufs Aufrechthaltung einer bestimmten Rechtsordnung.“

In dieser Definition ist das ganze künftige Resultat der Untersuchung bereits enthalten. Von dieser Definition aus ist nur eine Art von Entstehung der Staaten möglich und nur eine Art der Entwicklung aus diesen Anfängen. Sicher enthält die Definition eine große Wahrheit; und diesem Umstande, wie dem Bemühen, immer nur Vausfeine aus der Wirklichkeit herbeizuholen, verdankt das Werk seine Bedeutung; es ist das realistischste, das wir haben, obwohl es nicht realistisch ist. Wie thurmhoch trotz Allem Gumpłowicz steht, möge der Vergleich mit der Definition noch eines Bierke zeigen: „Das höchste und umfassendste unter den sinnlich nicht wahrnehmbaren und doch mit geistigen Mitteln als wirklich erkennbaren Gemeinwesen, welche die menschliche Gattung existenz über der Individualexistenz offenbaren.“ Es mag daher eine Betrachtung des „Systems“, denn um ein solches handelt es sich ja doch, mit aller Reserve nicht uninteressant sein.

Wir kommen freilich gleich in die bedenklichsten Theorien hinein. „Daß alle europäischen Staaten auf Eroberungen beruhen, ist historisch nachweisbar; daß diese Grundthatfache der Existenz aller dieser Staaten die reichhaltigsten Konsequenzen für ihre Beschaffenheit und soziale Struktur haben mußte, ist klar... Allerdings sind die heutigen europäischen Staaten nicht mehr das unmittelbare Werk der ersten Eroberer, sondern es haben zu ihrem Aufbau eine ganze Reihe von Eroberungen, die einander folgten, mitgewirkt. Diese auf einander folgenden Eroberungen haben in der sozialen Struktur der europäischen Staaten eine gesellschaftliche Schichtung erzeugt, ähnlich wie die verschiedenen geologischen Katastrophen eine noch heute sicht- und erkennbare Schichtung des Erdreiches zurückließen.“ Er beginnt mit den Kelten, von denen man ja so ziemlich Alles behaupten kann, weil Niemand solche Behauptungen zu widerlegen vermag. Sie waren nach Gumpłowicz die ersten Eroberer des europäischen Festlandes; sie kamen aus Asien als unternehmende und abenteuernde Schaa ren verschiedensten Ursprunges in das barbarische Europa, unterjochten die Bewohner und gründeten ihre verschiedenen Staaten. Als die Eroberer bildeten die Kelten in diesen Staaten die herrschende Klasse, die der Krieger und Grundherren, für die die versklavte einheimische Bevölkerung den Boden bearbeitete. Neben der Kriegerkaste gab es eine Priesterkaste, die Druiden, von denen Gumpłowicz annimmt, daß sie den Unterworfenen den „wahren Glauben“ zu predigen hatten, um sie desto gefügiger zu machen. Wer diese Dinge kennt, weiß, daß auf solcher Kulturstufe die Religion ein Besitz ist, den man sorgfältig hütet und Keinem mittheilt, am Wenigsten den Unterworfenen; denn wenn diese die Götter der Herren kennen lernten und sie sich geneigt zu machen verstanden, so Wunten sie mit deren Hilfe vielleicht erfolgreichen Widerstand leisten. Außer den Kriegern, Druiden und den versklavten Ackerbauern nimmt Gumpłowicz auch die ersten Keime einer „Handel und Gewerbe“ treibenden Mittelklasse aus fremden Einwanderern an: Phönizier, Griechen, Syrer, Juden und Araber. In Wirklichkeit kann es sich nur um herumziehende fremde Händler gehandelt haben. Wo uns ähnliche Vorgänge im Licht der Geschichte begegnen, finden wir, daß in diesem Stadium fremde Handwerker entweder als Sklaven erworben werden und dann einer Hauswirtschaft angehören, sozial also sich nicht wesentlich von der Unterthamenklasse unterscheiden, die ja doch auch gewerbliche Arbeiten, Gespinnste u. s. w., zu besorgen hat, oder daß manchnal ein paar Freie ins Land gerufen werden; Anfälle zu späteren sozialen Bildungen liegen hier nur beim Händler vor und auch hier doch wohl nicht zu dem späteren sogenannten dritten Stand. In früheren Zeiten bildete das Geld noch viel eher eine Aristokratie als heute; und die Nachkommen jener Händler werden wir wohl im heutigen grundbesitzenden Adel zu suchen haben. Noch in einer weit späteren Zeit, im dreizehnten Jahrhundert, gründeten jüdische Kaufleute, die im polnischen Handel reich geworden waren, eine Anzahl noch heute blühender Adelsgeschlechter in Schlesien.

Das sind kleine Ausstellungen. Der Kern der Sache ist folgender: Haben wir uns die erste soziale Differenzirung, die ja sicher mit den Anfängen staatlichen Lebens im Kaufalzusammenhang steht, als nur durch Eroberung entstehend zu denken und war keine andere Art der Staatenbildung möglich als die auf dem Gegensatz von Eroberern zu Unterworfenen beruhende?

Auf einen Gegensatz, der ja sicher eine große Rolle gespielt hat, baut Gumpłowicz ein System auf. Die Menschheit stammt von einer Anzahl primitiver Horden ab. Unter diesen lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden: die Schweifenden und die Sesshaften. Die Schweifenden durchziehen die Welt, bis sie eine Gegend finden, wo schon Ansiedler sind; ihr Streben geht nach bequemem Leben, nach Menschendiensten; sie zerfallen in zwei Unterarten; „während die Einen die Welt durchstürmen mit Speiß und Keule, wandern die Anderen mit Elfe und Wage“. Die Sesshaften sind friedliche und schwerfällige Menschenarten, die den Boden bebauen. Auf diese Charaktere hat die Art der Ernährung und Nahrungsgewinnung Einfluß: die animalische Nahrung macht kriegerischer und Jagd, Viehzucht machen unruhiger als das sesshafte Leben und die vegetabilische Nahrung der Ackerbauer. Möge das Bedenkliche solcher Konstruktionen die Karikatur einer solchen Theorie beleuchten, die unfreiwillig komische Darstellung Léon Winarskis über Ursprung und Ende des Genies, in der Revue Blanche vom fünfzehnten Oktober 1897. Auch Winarski nimmt zwei verschiedene Menschentypen in der Urzeit an: die Einen lebten rudelweise, gesellig und entwickelten soziale Instinkte; die Anderen lebten einsam, ein Männchen etwa mit vielen Weibchen, und erzeugten jene Träger individueller Vollkommenheit, die wir heute Genies nennen, die aber auch die antisozialen Instinkte und den Egoismus ihrer Urväter nebst den polygamischen Neigungen geerbt haben . . . Ja, wenn die Dinge so einfach wären! Aber Das zeichnet ja eben die Soziologie vor anderen Wissenschaften aus, daß in ihr sich tausend Gedankenfäden kreuzen müssen, wenn man ihr folgen will.

Eine Theorie, die durchaus noch lange nicht überwunden ist und heute vielleicht noch die größte Anzahl von Vertretern hat, ging von der Annahme fast allgemeiner Freiheit und Gleichheit bei Entstehung der Staaten aus. Aristokratie würde sich hier auf zwei Wegen herausgebildet haben; erstens dadurch, daß die Familien immer größer wurden und ein auf Grund irgend einer Art von Erblichkeit sich herausbildendes „patriarchalisches“ Oberhaupt anerkannten, das aus einem primus inter pares mit nur praktischer Bedeutung im Lauf der Zeit sich zum Herrn entwickelt hätte, wobei seine Kenntnis des Gottesdienstes von Ausschlag gebender Bedeutung gewesen wäre; zweitens, daß wichtige „Ämter“ die Tendenz hatten, sich zu vererben, was man versteht, wenn man weiß, daß deren Ausübung nicht dem natürlichen Verstande der Betreffenden zugeschrieben wurde, sondern einer Art von Besessenheit durch übernatürliche Kräfte, die sich nicht auf Jeden herabließen. Tritt diese Theorie mit dem Anspruch auf allgemeine und ausschließende Gültigkeit auf, so trifft sie natürlich der selbe Einwand wie die von Gumpłowicz. Aber manches Zeugnis scheint doch zu beweisen, daß ein solcher Prozeß stattgefunden hat.

Wir müssen uns klar machen, daß wir so gut wie gar kein Material haben; denn was geschichtlich überliefert ward, ist recht wenig; und was uns die Ethnologie überliefert, leidet fast ohne Ausnahme an dem Fehler, daß die Beobachter nicht kompetent waren, daß wir, selbst wenn die Angaben einwandfrei sind, fast nie ein völliges Verständnis für sie haben können, weil wir nur zusammenhanglose Notizen erhalten, endlich aber, und Das vergißt man gewöhnlich, daß wir die heute zu beobachtenden „Wilden“ doch nicht so einfach unseren Vorfahren gleichsetzen können. Es ist recht fraglich, ob die heute noch von den Meisten angenommene Gleichartigkeit der Entwicklung

sich nicht als eine Täuschung herausstellt, — ganz zu schweigen von Versuchen wie etwa Postel, eine „afrikanische Jurisprudenz“ zu schreiben, indem man einfach Notizen über alle möglichen Völker, die zufällig in Afrika wohnen und sonst nichts gemein haben, nach modernen juristischen Gesichtspunkten zusammenstellt. Deshalb ist es durchaus möglich, daß in Dem, was wir wissen, Erscheinungen sehr zurücktreten, die in der Wirklichkeit eine sehr große Rolle gespielt haben.

Ich habe mir immer gedacht, daß Vermögensdifferenzierung, einmal auf irgend eine Weise entstanden, eine tiefe gesellschaftliche Differenzierung zur Folge gehabt haben müsse. Sehr schöne Kenntnisse vermitteln uns darüber die alten irischen Gesetze. Der Häuptling, nichts als primus inter pares, ragt durch den Besitz einer größeren Anzahl von Råhen über die Anderen empor; ein Stammesgenosse, der auf irgend eine Weise seinen Besitz eingebüßt hat, leiht Råhe von ihm und geråth dadurch in einer Zeit, wo das Geld noch keine sachlichen Abhängigkeitsverhältnisse geschaffen hatte, doch natürlich in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis. Selbst heute noch: wo wir die Sitte des „Einstellviehs“ kennen, finden wir eine starke persönliche Abhängigkeit des Schulners. Man muß sich nur vorstellen: wenn der Gläubiger mit seinen Leuten kam, um seine „Zinsen“ abzueffen, dann stand er doch dem Mann gegenüber anders da als der heutige Grundbesitzer, der von der Bank die Benachrichtigung erhält, daß der Pächter auf sein Konto die und die Summe eingezahlt habe. Und in den irischen Gesetzen sehen wir, wie die Häuptlinge eine Klasse nur von ihnen abhängiger Leute schaffen aus den „suidhirs“, den Klanlosen, die keine Heimath und keine Verwandtschaft haben und deren einziger Halt sie sind.

Wo wir weit genug zurückgehen können, vor Allem bei den antiken Völkern, sehen wir überall im ersten Dämmer der Geschichte furchtbare Kämpfe zwischen Schuldnern und Gläubigern. Hier liegt doch eine soziale Differenzierung nicht durch Eroberung, sondern durch Vermögensdifferenzierung vor Aller Augen. Soll es im solonischen Attika wirklich eine Herrenkaste und eine Kaste der Unterworfenen gegeben haben — was schwerlich Jemand glauben wird, denn dann wäre uns Das doch gewiß überliefert, wie es uns von den Dorern überliefert ist, und die Jonier Attikas würden sich nicht als Autosthonen geråhmt haben —: so kommt diese Differenzierung hier gar nicht in Frage. Abgesehen davon, daß es unsinnig gewesen wäre, die damals sicher noch gånzlich rechtlosen Fðrigen — als solche, nicht als „Skaven“, mußte man sie wohl bezeichnen — durch Wucher zu berauben, statt durch direkte Gewaltthat, spricht doch auch die Ueberlieferung ganz klar aus, daß es sich um freie Bürger handelte, die durch den Wucher zu Skaven wurden, nachdem sie schon vorher ihr Land verloren hatten.

Gumplowicz freilich, der wenigstens diese so auffällige Erscheinung nicht ignoriren kann, weiß einen Ausgang: „Zur Zeit der Entstehung des Schuldrechtes gab es nur zwei Lager: die Besitzende, die Besitzlose. Die Ersten waren die Herrschenden und gaben Darlehen, die Anderen waren durch ihre Lage gezwungen, Schulden zu machen. Und nun kam der Gesetzgeber, selbstverståndlich der herrschenden Klasse angehörend, und verkündete das primitive Schuldrecht: Wer seine Schuld nicht zurückzahlen kann, Der verliert Leib und Leben und fällt in die Gewalt seines Gläubigers“. ... Was findet man in den Quellen über eine solche Theorie?

Dionys von Halikarnas schreibt: „Da es nun besonders darauf ankam,

die Streitigkeiten, die aus den Kontrakten und Schulden unter den Bürgern entstanden waren, beizulegen, so wurden die Gemüther der verschiedenen Parteien so sehr erbittert und das Volk gab vor, daß es ihm unmöglich sei, die Schulden zu bezahlen, weil es durch den langwierigen Krieg verhindert worden sei, das Feld zu bestellen, weil es um sein Vieh gekommen, weil die Skaven theils zum Feinde übergegangen, theils gefangen genommen und weil endlich seine Güter in der Stadt durch die vielen Kriegskontributionen ausgegangen seien. Die Gläubiger sagten dagegen, dieses Unglück habe nicht nur die Schuldner, sondern alle Bürger auf gleiche Weise betroffen u. s. w.“ Ähnliche Citate sind zu Dupenden beizubringen.

Wie entstand denn nun die soziale Differenzirung? Im einen Fall auf die Art, im anderen auf jene, auf Weisen, von denen wir noch nichts wissen, durch Kombinationen verschiedener Weisen, und so fort. Im jetzigen Rußland sind mehrere Eroberungen durch Herrenvölker auf einander gefolgt. Aber als die Leibeigenschaft aufgehoben ward, da fand sich in entlegenen Gegenden noch, daß die Herren mit ihren Leibeigenen in „langen Häusern“ zusammenwohnten, — der deutlichste Beweis, daß die beiden Klassen eines Geschlechtes waren.

Obwohl die soziale Differenzirung sicher eins der Hauptmomente für die Entstehung des Staates abgegeben hat, sind doch auch noch andere Momente denkbar und die Erinnerung daran ist uns überliefert. Rotorisch hat sich der Staat in verschiedenen Fällen aus dem Bund entwickelt: zuerst verbanden sich die kleinsten sozialen Zellen; diese Bände schließen sich zu größeren Organisationen zusammen und diese vielleicht zu noch größeren. Dazu mußten Gründe vorhanden sein. Ein solcher war der Wunsch, eine größere Friedensgemeinschaft zu erzielen. Das war wohl recht naheliegend, wo die einzelnen Glans in ständiger Fehde lebten, deren einziges Resultat schließlich war, daß sie einander schädeten, während sie vereint sich über Andere herstürzen konnten und Beide Raub nach Hause brachten. So entwickelte sich die Staatenbildung in Skandinavien; eine sekundäre Rolle mag auch hier die Gewalt gespielt haben. Ein anderer Grund war die Sorge für das Wasser. Es ist kein Zufall, daß die ersten Völker, die in das geschichtliche Leben emportauchten, an den großen Strömen angesiedelt sind. Die Bevölkerung drängt die Leute auf eine umfassendere Organisation, als es der Glan ist. Es ist wahr, daß gerade diese Völker dann die Herrenvölker angezogen haben und von ihnen unterworfen wurden. Aber doch erst, nachdem sie vermöge ihrer Organisation, über die sich die Herren einfach setzten, wohlhabend geworden waren.

Aus der Entstehung des Staates folgert Sumplowicz in starrer logischer Entwicklung alles Weitere. Auch hier wieder der Doktrinarismus, der sich nie genügend klar macht, wie eben Das Entwicklung ist, daß aus Schwarz zuletzt Weiß wird. Sein Staatsbegriff wird zu eng.

Die Einseitigkeit der Auffassung von der Entstehung des Staates hat Einseitigkeit in der späteren Entwicklung zur Folge.

Die spezifische Schwierigkeit der politischen Wissenschaften liegt darin, daß man ein doppeltes Wesen ihrer Erscheinungen festzuhalten hat, ihre letzte Bedeutung und ihren äußeren Apparat. Und zwar würde man sehr falsch gehen, wenn man in rationalistischer Weise den äußeren Schein als ganz werthlos überhaupt bei Seite ließe; er hat häufig eine bedeutende historische Wirkung gehabt.

Aber noch eine zweite Unterscheidung hat man zu machen, die weit häufiger übersehen wird als die erste, nämlich zwischen der in festen Formen verlaufenden politischen Thätigkeit und der unoffiziellen. In dem Streben, die Dinge recht „wissenschaftlich“ zu betrachten, reißt man heute oft Zusammengehöriges auseinander. So trennt man Staatsrecht und Politik. Wissenschaft muß vernünftiger Weise doch immer einen praktischen Zweck haben. Politik ist gewiß die Kunst des Staatsmannes; aber sie hat als Voraussetzung doch Kenntnisse, die er der Wissenschaft verdankt, die ja deshalb durchaus nicht in meiner oder seiner Richtung Dienst zu stecken braucht. Wenn man diese Dinge nun so auseinander reißt, daß man alle offiziellen Erscheinungen unter „Staatsrecht“ subsumirt, alle nicht offiziellen unter „Politik“, so trennt man einander Ergänzendes und macht Beide unverständlich. Und eine letzte Schwierigkeit entsteht noch, wenn man die Kausalzusammenhänge aufweisen will. Ein Beispiel. Sumner Maine, gewiß ein Mann, dessen Meinung immer höchste Beachtung beanspruchen kann, schreibt: „Eine der sonderbarsten populären Illusionen ist wohl die, daß ein ausgedehntes Wahlrecht den Fortschritt befördern würde . . . Es führt meist zum Radikalismus und eine seiner Wirkungen würde ohne Zweifel ein Aufräumen mit bestehenden Institutionen sein; aber auf die Länge würde es wohl einen höchst schädlichen Konservatismus hervorbringen und die menschliche Gesellschaft weit ärger betäuben, als es Haschisch oder Opium vermöchten.“ Man wird nicht leugnen, daß die bisherige Geschichte Das im Wesentlichen bestätigt hat. Nun, vielleicht die freizügigste Verfassung und Verwaltung aller Staaten der Welt hat Neuseeland; und alle Beobachter klagen über den allzu überspürzten Fortschritt, der eine unheilvolle Unstetigkeit in allen Lebensverhältnissen erzeuge. Ich weiß wohl, durch welche besonderen Umstände Das zu erklären ist; aber kann ich nach solcher Wahrnehmung noch ein allgemeines Urtheil über das Verhältnis der Demokratie zum Fortschritt abgeben?

Einen großen Theil dieser Schwierigkeiten, die doch zuletzt den Reiz dieser Wissenschaft ausmachen, vermeidet Gumplovicz in Folge seiner Einseitigkeit. Seine Meinung von der Weiterentwicklung lautet etwa so. Weten seiner Theorie, lehnt er natürlich nicht nur die Idee ab, daß der letzte Urbestandtheil der Staaten die Familie sei: auch „eine Vielheit von Familien hilft uns das Räthsel der Staatenbildung nicht lösen.“ „Aus verschiedenen Menschengruppen, aus verschiedenen Menschenstämmen entsteht der Staat; und nur aus solchen besteht er. Die da Sieger wurden, bildeten die herrschende Klasse, die Besiegten und Unterjochten die arbeitende und dienende . . . Zunächst in den Stämmen, die sich allmählich in Klassen und Stände verwandeln, sind die Hauptbestandtheile, die eigentlichen Bestandtheile des Staates zu erkennen.“ Obwohl hiernach nicht die Verschiedenartigkeit der Stämme allein, sondern ihre Herrschaftsbeziehungen das Wesentliche sind, fährt er als Beispiele doch die arabischen Stämme und die Einteilung der Bürger in Athen in Phylen und Stämme an, die doch offenbar gleichberechtigt waren. Diese Stämme sollen nun nicht etwa, wie man heute allgemein annimmt, gemeinsamer Abstammung, sondern sogar aus Mitgliedern verschiedener Kasten gebildet sein, „nur durch gleiche Lebensart, Sitte, Religion, Sprache geeinte Gruppen.“ Selbst wenn man von den Resultaten der Forschungen Morgans noch so viel abstreift: daß die Gentilorganisation auf natürlicher oder, in

Nachahmung dieser — die also Voraussetzung bleibt — erzeugter künstlicher Blutsverwandtschaft beruht, dürfte wohl doch sicherer wissenschaftlicher Besitz sein.

Die freiwillig sowohl als gezwungen beteiligten Stämme bilden also den Staat; in ihm entwickeln sie sich zum Volk. „Der Stamm entstand in vorstaatlicher Zeit; das Volk entsteht im Staat aus der Initiative eines Stammes.“ „So wie das Volk durch den überwiegenden Willen eines Stammes gebildet wird, wie dieser überwiegende Wille formell zum Staatswillen wird, so repräsentirt er auch während des Bestandes der Staaten den Volkswillen. Konventionell gilt also der Staatswille für den Volkswillen. Als Ideal der Zukunft stellt man es hin, daß Volkswille Staatswille werde. Die Realisirung dieses Ideals ist aber schon aus dem Grunde nicht leicht, weil der Volkswille nie der Wille des ganzen Volkes, sondern besten Falles, im Gegensatz zu dem Willen der herrschenden Minderheit, der Wille der früher beherrschten Mehrheit ist.“

Aus dem Volk entwickelt sich nun die Nation. „Zunächst ist es tief zerklüftet in Stamm- und Volksklassen. Mit der Entwicklung der Staaten schwindet allmählich das Bewußtsein der Verschiedenstämmigkeit des Volkes und an dessen Stelle tritt der ‚Standesgeist‘, das ‚Klassenbewußtsein‘, schließlich das einheitliche nationale Bewußtsein.“ Die Rasse ist Naturerscheinung, der Stamm ethisches Lebensprodukt, das Volk Resultat politischer That, die Nation eine Kulturercheinung. Da die Nationalität ein Resultat der Staatenbildung ist, so deckt sich im Allgemeinen die Nationalität mit irgend einem Staat. Als wichtigstes Band der Nationalität gilt die einheitliche Sprache, die durch die Assimilation des ursprünglich anderssprachigen Herrschenden an die Untertanen entstanden ist. Doch giebt es auch in mehreren Staaten zerplitterte Nationalitäten und Staaten mit verschiedenartigen Nationen.

Eine Entwicklungslinie kommt noch von der geographischen Seite dazu. „Der durchschnittliche Grundtypus einer natürlichen territorialen Einheit ist immer durch die Lebensbedürfnisse einer menschlichen Ansiedelung bestimmt.“ Das ist die Möglichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und der Schutz vor feindlichen Angriffen durch natürliche Bollwerke. Die territoriale Urzelle der Staaten ist also ein von Gebirgszügen umgebenes, durch diese geschütztes Thal, das von einem Strom durchschnitten wird. Die europäischen Staaten haben in ihrem Bildungsprozeß territoriale Integrationen durchgemacht, innerhalb deren sich einheitliche Nationalitäten ausbildeten, und haben nun meistens entsprechende natürliche Grenzen erhalten; im Südosten jedoch ist dieser Prozeß noch nicht beendet. Außer den bisher gewonnenen Begriffen bietet sich nun noch ein neuer und besonderer dar: der Gesellschaftsbegriff. Die Gesellschaftskreise gruppieren und kristallisieren sich um vom Staat unabhängige Interessen, um die diese Kreise mit einander ringen, wenn sie sie nicht anders durchsetzen können.

Es folgt nun eine Theorie der Staatsentwicklung, die im Wesentlichen mit der heute allgemein geltigen übereinstimmt. Die Genossen des Erobererstammes theilen das eroberte Land unter sich — unter der obersten Leitung eines Königs —, üben aber, Jeder auf dem ihm zugefallenen Territorium, die volle staatliche Herrschaft über seine Hintersassen aus. In dieser ersten Periode giebt es nur einen sozialen Kampf, den zwischen den feudalen Herren und dem Monarchen. Dieser will seine Macht ausbreiten, um nicht zum bloßen Schatten zu werden,

Jene fürchten für sich davor, daß er allzu mächtig wird. Die Friedensinstrumente in diesem immer von Neuem entbrennenden Kampf sind die vielen Rechtsbestätigungen, Freiheiten, Privilegien, die ersten Keime der späteren Charten und Konstitutionen. Die Herren organisiren sich dem Königthum gegenüber zum „Stande“ und leiten so das feudale Regime über in das „ständische Regime“, die „Parlamentsregierung“ der „Reichstage“. Dieser organisirten Macht gegenüber sucht die Monarchie Verbündete und findet sie vor Allem in den Städten, deren Handelsinteressen eine kraftvolle Regierung wünschenswerth machen und deren Bundesgenossenschaft besonders werthvoll ist, weil sie die Macht besitzen, die jetzt ausschlaggebend wird: das Geld. Mit ihrer Hilfe gelingt es dem Königthum, die Macht der Stände zu brechen und die absolute Monarchie zu begründen.

Doch ent wachsen die wirtschaftlichen Interessen der Städte der Leitung und dem Schutz, die der Absolutismus ihnen gewähren kann, und die den früheren gleichen Ansprüche werden zu einer unerträglichen Last. Jetzt kämpfen die Bürger gegen den Absolutismus und setzen an seine Stelle die konstitutionelle Monarchie oder die moderne Republik, wo ihre Interessen vertreten sind: diese moderne Staatsform nennt Gumplowicz passend den „modernen Kulturstaat.“ Dieser ist vor Allem Staat und als solcher, genau wie der feudale, eine Organisation der Herrschaft behufs Aufrechterhaltung einer bestimmten Rechtsordnung; nur die Formen der Herrschaft sind gemildert: an die Stelle der Sklaverei und Leibeigenschaft sind „freiheitliche“ Formen getreten. Die unterscheidenden Merkmale sind nun erstens, daß die Herrschaft nicht willkürlich, sondern in gesetzlicher Form geübt wird; zweitens, daß zunächst die Mittelstände, dann immer weitere Volksklassen durch die Repräsentation Antheil an Gesetzgebung und Verwaltung bekommen; drittens, daß der Staat sich nicht mehr auf Beherrschen und Kriegsführen beschränkt, sondern das Wohl des Volkes nach allen Richtungen fördert.

Damit ist der allgemein interessirende Theil des Werkes erschöpft, der die großen Gesichtspunkte enthielt. Es folgt dann eine Reihe theilweise recht scharfsinniger Untersuchungen, bei denen den Autor immer ein schöner realistisch-er Instinkt leitet; aber diese Details haben kein weiteres allgemeines Interesse.

Man muß sich nun doch fragen: ist diese Theorie vom Inhalt des Staates richtig oder hat sie nicht, bei allem scheinbar Einleuchtenden, einen Hauptfehler? Bei solchen Untersuchungen kann man natürlich nie die rohe Wirklichkeit nehmen. Man muß immer bedenken, daß der Vertreter der Staatswissenschaft nicht ein Chemiker ist, der mit künstlich gereinigten Stoffen arbeitet, sondern daß er sein Material so verwenden muß, wie es ihm die Natur liefert. Das Herrschaftsmoment aber bildet nun eine konstante „Verunreinigung“, einen exakten Gegenbeweis können wir also nicht führen. Aber denken wir uns einen schweizerischen Uekanton. Die soziale Differenzirung ist geringfügig. Der Kanton werde vom Bunde gelöst gedacht, sei also ein völlig souveräner Staat. Auch hier haben wir Gumplowicz's Herrschaftsmoment: die Knechte der Bauern, die Gesellen der Handwerker würden wirtschaftliche Gleichberechtigung mit ihren Herren verlangen, wenn nicht die repressive Macht des Staates vorhanden wäre. Aber ihre Bedeutung ist so gering, daß wir von ihnen absehen können. Wir können nicht in Zürich von den bezugslosen Arbeitern abstrahiren, denn dann würde sich das Bild des Staates sofort ändern; aber in Unterwalden können wir es. Würde damit der Staat seine Berechtigung verloren haben?

Ich glaube, es würde sich so gut wie nichts ändern. Der Staat ist die Organisation der Völker zu Angriff oder Verteidigung gegen außen; er garantirt den Frieden im Innern, der doch durchaus noch nicht vorhanden ist, wenn es nur lauter Gleiche giebt; er hat die sogenannten Kulturaufgaben zu erfüllen, die großen und kostspieligen Arbeiten, die der Gemeinschaft zu Gute kommen und zu denen Alle beitragen müssen: Straßen, öffentliche Bauten, höhere Erziehung u. s. w.

Wir finden hier die drei Momente wieder, die ich bereits als konkurrirend mit der Unterjochung anführte: Staatsgründung in Scandinavien, zum Zweck der Friedensstiftung daheim und von Wikingerfahrten nach außen, und Staatsgründung im Gebiet großer Ströme zum nächsten Zweck der Wasserregulirung. Sicher hat Gumplowicz Recht, wenn er mir einwirft, daß da doch offenbar Ausnahmeverhältnisse angenommen sind. Aber jedenfalls ist damit bewiesen, daß der Staat noch eine andere Bedeutung hat als die einer „Organisation der Herrschaft behufs Aufrechterhaltung einer bestimmten Rechtsordnung“. Und wenn Gumplowicz auch die drei Momente als letzte Ausflüsse der Herrschaftsorganisation bezeichnet, so ist Das durchaus nicht in allen Fällen historisch zu beweisen; wobei ruhig zugegeben werden soll, daß das Herrschaftsmoment diese Entwickelungsreihen häufig gekreuzt hat.

Außerdem aber ist bewiesen, daß, wenn einmal die „Organisation der Herrschaft“ gegenstandslos geworden ist, damit der Staat noch nicht gefallen ist. Anarchisten haben aus den Ansichten von Gumplowicz schon den Schluß von einer einstigen staatlosen Gesellschaft gezogen, in der dann der ideale Zukunftsmentisch nur nach seiner inneren Güte oder nach seiner intelligenten Selbstsucht handeln werde. Dafür ist Gumplowicz nicht verantwortlich; aber es ist doch ein schlimmes Zeichen für einen Realisten, wenn er zu solchen Ideen Anlaß giebt.

Wilmerdsdorf.

Dr. Paul Ernst.



Rabbi Eliesers Weib.

Su der Zeit, da Rabbi Elieser ben Joseph lehrte zu Jabne, geschah es, daß er sich erkante wider sein Weib,

2. denn sie war unfruchtbar und nahm es sich zu Herzen und ward schwermüthig und ihre Schönheit begann zu welken,

3. und er schrieb ihr einen Scheidbrief und verstieß sie.

4. Da er nun allein war in seinem Hause, sprach er: Ich will kein Weib mehr freien. Denn ich habe Diese geliebt und meine Hoffnung ist zu Schanden geworden.

5. Siehe, einen Golem will ich mir schaffen und ihm lebendigen Odem geben, daß ein Weib erstehet; und sie soll schöner sein als die Töchter Judas und heiteren Sinnes; und soll meine Gedanken denken und meine Worte sprechen. Kinder soll sie mir gebären und mich erfreuen alle meine Lebenstage.

6. Und er machte einen Golem aus Lehm und Erde und schrieb an seine Stirn den vierfach heiligen Namen und blies ihm lebendigen Odem ein und beschwor ihn, daß er athmete und lebte. Und siehe, das Weib war schöner als alle Töchter Judas und heiteren Sinnes und der Liebe kundig; und ihre Stimme

war süß und ihre Worte waren wie seine Worte und ihre Gedanken waren wie seine Gedanken.

7. Und er nannte sie Adamah und freute sich ihrer alle Tage und war guten Muthes. Und seine Werke waren gesegnet und sein Ruhm mehrete sich, also daß die Heiden kamen von fern, um sein Wort zu hören, und sein Name genannt ward bis gen Edom.

8. Und er rühmte sich Dessen zu dem Weibe Adamah; die aber hörte ihn an und schwieg. Denn sie war unbewegt einen Tag wie alle Tage und es geschah niemals, daß sie lachte noch daß sie weinete. Nach einem Jahre aber gebar sie ihm einen Sohn.

9. Da geschah es, daß Rabbi Elieser's Mutter sich niederlegte und verschied. Elieser aber liebte sie von Herzen. Und da er in sein Haus trat mit schwerem Herzen und voll Kummer, kam das Weib ihm entgegen mit Trauerkleidern angethan und sprach: Siehe, Deine Mutter war alt und schwach und grämlich. Sollte sie länger dahinsiechen und uns zur Last sein? So gedachte sie ihn zu trösten. Der Trost aber war ihm bitterer als der Schmerz.

10. Und abermals schlug der Herr den Rabbi Elieser, daß seinen jungen Sohn ein zehrend Fieber befiel; und der Knabe starb in der dritten Nacht. Da nun Elieser in seiner Kammer lag und weinte und seine Tage verfluchte, trat das Weib zu ihm und sprach: Rabbi, hast Du nicht gelehrt, daß unmäßiger Schmerz den Weisen schändet?

11. Da ergrimmete er vor Zorn und schüttelte seine Hände und schrie: Habe ich Dir nicht ein Herz gegeben, auf daß Du trauerst, und eine Stimme, auf daß Du klagest, und Augen, auf daß Du weinst? Du aber bist nichts als toter Lehm und Erde.

12. Und ergriff das Weib und löschte aus mit seinem Finger das Wort an ihrer Stirn. Da entwich ihr das Leben und der Golem zerfiel in Schutt.

13. Der Rabbi aber machte sich auf in der selbigen Nacht mit allen seinen Jüngern

14. und begab sich vor das Thor, wo sein Weib wohnte in Armut und Kümmerniß, das er verlassen hatte, und klopfte an die Thür.

15. Die Frau aber erschrak und kam hervor und rief: Rabbi, bist Du? Kommst Du bei Nacht mit Hähnern und Fackeln, daß Du mich umbringest?

16. Und Rabbi Elieser kniete vor seinem Weibe und sprach zu seinen Jüngern: Sehet, ich bin nicht werth, daß Diese die Sünde von meinem Haupte nehme.

17. Sein Weib aber lachte und weinte vor Freude, legte ihr armsüßig Gewand ab und that ihre Hochzeitkleider an und folgte dem Rabbi in sein Haus.

18. Elieser aber hielt sie in Ehren und liebte sie wie am Tage seiner Vermählung und schenkte ihr einen goldenen Schmuck mit seinen Perlen und Onyx; auf dem war geprägt das Bild der Stadt Jerusalem und des Tempels und der Burg Zion.

19. Alle Weiber aber neideten ihr den Schmuck; und unter ihnen war die Frau des Hohenpriesters. Der Hohenpriester aber schalt sie und sprach zu ihr: Rabbi Elieser's Weib allein ist würdig, den Schmuck zu tragen unter den Weibern, denn ihre Liebe war mächtiger denn die Sünde.



Selbststanzeigen.

Türke, wehre Dich! Leipzig, Gebhardt & Wiltsch, 1808.

In dem selben Jahr, wo die flotteste aller Türkenhegen blühte und englische und deutsche Pastoren sammt den Bewohnern des internationalen Ententeichs einander in tragikomischen Schauermärchen von allerhand türkischen Bräueln überboten, schrieb Edoardo Scarfoglio aus Areta: „Alles, was die griechischen und englischen Blätter erzählen, ist ein Gewebe schamloser Lügen. Doch pflanzen sich, wie in Folge einer allgemeinen Verschwörung, diese Lügen von Geschlecht zu Geschlecht fort und blühen immer wieder aufs Neue und in den selben Farben. . . Gewiß ist es bellagenswerth, daß das griechische Volk noch immer unmoralisch genug ist, sich ohne Skrupel der Fabrikation von Verleumdungen hinzugeben, die nicht einmal den Werth des Phantastischen haben, da sie nur Wiederholungen sind. Aber noch weit bellagenswerther ist, daß die ganze europäische Presse sie ohne Prüfung hinnimmt und ohne Ueberlegung weiterverbreitet.“ Diese thörichten Märchen zu bekämpfen, sie wenigstens einigermaßen der Oeffentlichkeit gegenüber zu widerlegen, war der hauptsächlichste Zweck meines Buches. Dem in England und Deutschland besonders üppig blühenden Armenier- und Griechen-Schwindel wollte ich mit Thatfachen entgegenzutreten; und diese glaube ich in den siebenzehn Kapiteln des ersten Buches beigebracht zu haben. Im zweiten Theil stellte ich mir die Aufgabe, die Türken als Kulturvolk zu schildern und nachzuweisen, daß die Osmanen noch keine Barbaren sind, weil ihre Civilisation nicht auf der anglo-amerikanischen Time-is-money-Theorie fußt, daß ferner die Türken unbestritten und von je her das toleranteste und vornehmste Volk des Orientes waren, ein Volk, von dem insbesondere die Lieblinge unserer deutschen Pastoren, die herrlichen Söhne Albions, noch heute Duldsamkeit lernen könnten. Möge meine Schrift den selbst in Deutschland noch viel verkannten Türken neue Freunde erwerben, möge sie darüber aufklären, daß Achtung und Sympathie im Orient nur den Türken, nicht aber den moralisch minderwerthigen Christen gebührt: mit diesem Wunsch übergebe ich mein Buch der Oeffentlichkeit.

Rom.

Dr. Hans Barth.



Das Buefelfchen und andere Skizzen. Verlag von R. Voss. Berlin NW.

Tolstoi sagt einmal: „Eine Belohnung ist nicht kostbar, nur die Arbeit dafür. . . Wenn Du arbeitest und lernst, zum Zweck, Früchte dafür zu ernten, so wird Dir die Arbeit schwer erscheinen; wenn Du aber beim Arbeiten die Arbeit selbst liebst, so wirst Du für Dich selbst darin eine Belohnung finden.“ Als ich meinen Skizzenband schrieb, empfand ich diese Wahrheit deutlich, obwohl ein dichterisches Werk schreiben im Sinn Tolstojs keine „Arbeit“ ist. . . In einer schönen Sommernacht legt man sich im rauschenden Wald auf den Rücken und träumt, während die Nachtinsekten emsig umhergeschwirren. Und da löst sich das Herz von aller Alltäglichkeit und die Gedanken werden frei und die Empfindungen rein. Plötzlich taucht dieser oder jener Mensch vor dem geistigen Auge auf und verlangt, festgehalten zu werden. Alles an ihm ist so seltsam und eigen und die

Erinnerungen, die er heraufbeschwört, sind so sonderbare und theure, daß man von einem „inneren Etwas“ getrieben wird, eine Skizze von dem Bilde zu entwerfen. Eine Lampe hat man nicht bei sich, aber die Sterne leuchten und der Mond sendet sein Licht herab. Und man schreibt, während ein aufgeschreckter Vogel durch die Nacht ruft und das Laub leise raschelt. Und in dieser Stille durchlebt man mit seinen Wirklichkeit gewordenen Traumgestalten Dramen oder Lustspiele — wie es die konsequente Durchführung des einmal empfangenen Eindruckes gerade will — und man erfährt die verborgensten Dinge. Diese Emotion ist die Belohnung, die der Dichter in der „Arbeit“ findet und die ihn reichlich für das Mißverständnis entschädigt, das ihm das Publikum vielleicht entgegenbringt. . . Ich habe in meinem Buch ein Stück meines Herzens gegeben und habe meine besten Gefühle prostituiert. Dazu ist der Dichter aber verdammt; und ich sage mir: wenn er es nicht thut, so kann er im Leser weder große Sympathie noch starkes Mitleid für die Gestalten seiner Seele erwecken.

J. G. Porizky.



Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Theile in einem Bande. Erster Theil: Was ist Wahrheit? Zweiter Theil: Optische und Maler-Studien. Verlag von Hermann Haacke in Leipzig.

Diese 230 Seiten umfassende und mit 20 Abbildungen versehene Schrift beruht auf naturwissenschaftlicher Einzelforschung und giebt zunächst eine Geschichte der Optik seit Leonardo da Vinci und Kepler. Sie will darüber aufklären, daß wir mit den Augen die Entfernungen schätzen, nicht so sehr mittels des binocularen — zweiäugigen — Sehens, sondern mit Hilfe der aus der Erfahrung geschöpften Gesetze der Linearperspektive und der Luftperspektive. Die Schrift dürfte durch überzeugende Beispiele dargethan haben, daß die Menschen bei der Geburt die Körperlichkeit der uns umgebenden realen Dinge nur mit den tastenden Händen und Füßen erkennen können. Die Augen besitzen bei der Geburt, wie die interessanten Experimente an operirten blind Geborenen zeigen, nur die Fähigkeit, Flächen zu erkennen, weil sich wegen der flächenhaften Form der empfindenden Netzhaut die körperliche Außenwelt auf der Netzhaut nothwendig flächenhaft wieder spiegelt. Ein Naturwesen, das nur die Augen, aber kein Tastorgan besitzt, ist nicht im Stande, sich von einem körperlichen Dinge eine anschauliche Vorstellung zu machen. Erst vom Tastsinn lernt das Auge die Körperlichkeit der Dinge erkennen. Auf der Netzhaut des Auges spiegeln sich alle Außen Dinge in projektionhafter und perspektivischer Form ab. An der von der Natur auf der Netzhaut und von den Malern und Zeichnern künstlich auf ihren Bildern zum Ausdruck gebrachten Projektion und Perspektive erkennen die Augen der Menschen und Thiere die Körperlichkeit der Außen Dinge wieder. Meine Schrift bewegt sich in den Bahnen des koblener Physiologen Johannes Müller. Ich hoffe, den Beifall der Augenärzte, Maler, Physiker, Physiologen und Blindenlehrer zu erlangen und wegen der Form der Darstellung darüber hinaus in Laienkreisen Interesse zu erwecken.

Köln.

Leo Blahn.



Die Diskontogesellschaft.

Die vornehme Verwaltung der Diskontogesellschaft zeigt sich auch darin, daß sie wichtige Geschäftsgeheimnisse, wie etwa jetzt die Kapitalserhöhung, bis zum richtigen Augenblick streng bewahrt. Die Deutsche Bank ist in solchen Dingen viel moderner; von ihr sichern die wichtigsten Beschlüsse sofort durch, so daß sie erst mehrmals dementirt werden müssen, um dann fälschlich eine Zeit lang nicht mehr geglaubt zu werden. Die Diskontogesellschaft braucht stets nur einmal zu dementiren. Vor Monaten, als die Darmstädter Bank wegen der Transaktion Warschauer ihre Baarmittel erhöhte und die Börse sich die Bezugsrechte aller möglichen jungen Aktien ausmalte, versiel die Spekulation natürlich auch auf Diskontokommandit und im April wurde hier eine Kapitalserhöhung dieser Gesellschaft als möglich hingestellt. Dann wurde aber das Ganze offiziell als falsches Gerücht bezeichnet, der spanisch-amerikanische Krieg lenkte die Aufmerksamkeit auf andere Dinge und jetzt, eines Montags abends, also nach der Börse, hat die Kapitalserhöhung allgemein überrascht. Dabei hatten Erfahrene an die angeblich geplante londoner Filiale gar nicht geglaubt; sie fragten, wie eine Bank ihr Geld in einem Reich gut verzinsen wolle, wo die Abundanz so unvergleichlich größer sei als bei uns. Dagegen war die Hochfinanz darüber einig, daß die Diskontogesellschaft ihr Kapital vermehren müsse, weil sie relativ zu schwache Reserven habe, und daß die Vermehrung bald eintreten müsse, damit das Publikum noch in Hauffestimmung sei.

Das Hansemann-Institut war gegenüber der wachsenden Unterstützung der Deutschen Bank durchaus nicht so gleichgültig geblieben, wie es von außen schien. Nachdem nun aber sogar die alte Verbündete, die Darmstädter Bank, sich vergrößert hatte, konnte es auch für die Diskontogesellschaft kein Bödgers mehr geben. Freilich: bei einem Niedergang der Konjunktur ist es nicht angenehm, zu viel Geld und zu wenig Dividende zu haben; und es ist erst ein paar Wochen her, seit die Aufschwungsberichte aus unseren Montanbezirken wieder ganz günstig klingen. Aber da war die Dresdener Bank, von der die Eingeweihten sagen, sie werde zum Herbst abermals ihr Kapital vermehren: sollte man auch sie wieder vorankommen lassen? Jedenfalls hätte die Dresdener Bank längere Verhandlungen als die Diskontogesellschaft nötig, um sich das Garantieforsortium zu sichern. Wenn Herr von Hansemann eine Stunde vor der Veröffentlichung bei den einzelnen Konsorten anfragt und hinzufügt, daß das Bezugsrecht der neuen 15 Millionen zu 150 gewährt werde (bei einem alten Kurs von über 200), so ist ein freudiges Ja sicher.

Wie bedachtsamen Schrittes die Leiter dieser Bank vorgehen, ist auch daraus zu ersehen, daß man mittags die neue Zahlungssäumniß Venezuelas bekannt machte und abends mit der Nachricht von einer Kapitalserhöhung nicht mehr zurückhielt. „Die große Armee ist tot, aber der Kaiser ist gesund!“ Die Diskontogesellschaft steckt in Venezuela, rechnet man das Engagement der Norddeutschen Bank hinzu, mit mindestens 30 Millionen, aber sie ladet ihre Aktionäre ein, ihr noch mehr Geld anzuvertrauen. Solche Berechnungen waren natürlich in einem Augenblick, wo von Caracas die dritte Zahlungstockung vorliegt und die Diskontogesellschaft zur Ablösung der Eisenbahngarantie für 30 Millionen Bolivar-Penezuelasonds gewünscht und erhalten hatte. Heute, wo das Unglück geschehen und kaum eine Wendung zum Besseren absehbar ist, läßt sich sehr leicht an diesem Geschäft eine strenge

Kritik üben. Anfangs aber erschien die ganze Sache nicht besonders abenteuerlich und man konnte ruhig sagen: Die Herren in Berlin durften sich von dem Druckluft-Popp nicht so tief hineinreiten lassen; daß sie aber einer in Uebersetzgeschäften bewanderten hamburger Bank in ein fernes Land folgten, war nur begreiflich. Die dabei mitwirkende Absicht, unserer Industrie umfassende Aufträge zu schaffen, hat ja bekanntlich auch ans Ziel geführt. Der Frethum aber, der Venezuela betraf, ist überhaupt bei den südamerikanischen Vändern begangen worden, — und nicht allein in Deutschland: man hatte eben die Bürgerkriege nicht mit in die Rechnung gesetzt.

In einem gewissen Sinne war der Wagemuth des Herrn Siemens bei der Northern-Pacific-Bahn größer, wo unsere Hüttenwerke gar nicht in Betracht kommen konnten. Dafür war aber auch die Rückzugslinie eine ungleich günstigere, denn sie führte in die Union. Wie das Unternehmen einstweilen auch ausging: die Deutsche Bank durfte sich sagen, daß sie in einem gewaltigen Produktions- und Kulturlande festen Fuß gefaßt habe und daß Dies ihrem Provisionen- und Wechselkonto dauernde Gewinne bringen müsse. Wie weit wir heute in dieser Beziehung sind, wird ja die nächste Zeit nach dem Frieden lehren. Wenn die Amerikaner wirklich ihre Handelsabsichten auf Ostasien rasch durchsetzen, dann wird an den Beschlüssen in Berlin mitzuwirken sein. Vielleicht würde die Northern-Pacific dann alle disponiblen Summen zusammenhalten, keine Dividende bezahlen, die, wie z. B. auf die Common-Shares, vorläufig nicht vereinbart ist, und in Portland eine Schiffsgesellschaft gründen, die billige Baumwolle nach Ostasien brächte. Bei einer solchen Invasion hätte, wie gesagt, die Deutsche Bank ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Vor so weittragenden Neugestaltungen hat die Diskontogesellschaft noch nie gestanden und heute ist sie von der Deutschen Bank längst überflügelt. Nun erwähnt ja der Waschkettel, der die Motive zur Kapitalerhöhung mittheilt, auch die noch immer wachsende Ausdehnung der elektrischen Geschäfte. Das hat für die künftige Thätigkeit der Diskontogesellschaft sicher eine Bedeutung, aber doch mehr für überseeische Sachen. Die Union und Voewe, deren Trustringruppe ja auch die Dresdener Bank mit einigen sehr rührigen Unterhändlern angehört, sollen ihr begehrliches Auge besonders auf Südamerika geworfen haben; es fragt sich nur, ob zu solchen Zwecken wieder dritte Gesellschaften gegründet werden. Sind auch diese Aktien für das deutsche Publikum bestimmt, dann könnte man unter Umständen ernste Bedenken haben. Denn erstens begnügen sich unsere Elektrizitätswerke bei so fernliegenden Geschäften mit der leichtesten Hälfte, dem Viefern der theuren Maschinen, und zweitens dürfte die Kontrolle über Einnahmen und Ausgaben, wie Kenner der dortigen Verhältnisse meinen, wohl leicht etwas tropische Formen annehmen. Sicher ist, daß unsere Großbanken hier einen neuen Quell des Verdienens gefunden zu haben glauben. Einen starken Reiz bietet ihnen auch der bei dieser Gelegenheit vollzogene Anschluß an Wernher, Beit & Co. in London; dieses größte Minenhaus ist bekanntlich in Santiago de Chile zum ersten Male unter die elektrischen Gräber gegangen und erscheint jetzt sogar bei den Transbahnen in Bissabon als Mitbewerber. Die Transvaal-Verbindung der Deutschen Bank mag der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft die Geldhilfe Beits verschafft haben; aber diese Firma wird sich natürlich nicht an eine einzige Gruppe binden. Wenn man so reich ist, bildet man in sich selbst eine Bank; und sicher ist bei Beit eine größere Liquidität und auch ein größeres Kapital zu finden, als heute

irgend eins unserer Großinstitute besitzt. Weit soll jahrein, jahraus die Kleinigkeit von fünf Millionen Pfund bei der Bank von England disponibel halten.

Es scheint übrigens, als ob unsere Techniker bald auch in Frankreich ohne Maske erscheinen könnten, denn ein französischer Warner dreht jetzt schonungslos die Verdumpfung der heimischen Elektrizität auf und weist auf die Blüthe dieses Zweiges der Technik in Deutschland hin. Den kleinen Kniff, daß die Deutschen weniger originell als tüchtig genannt werden, sollte man nicht mit so großer Entrüstung aufnehmen; auch der Jahresbericht der Berliner Alttesten brückt sich ja diplomatisch genug aus, z. B. da, wo die deutsche Nachfrage nach amerikanischen Werkzeugmaschinen mit der Ueberladung unserer einheimischen Fabriken begründet wird.

Die Diskontogesellschaft spricht auch von ihren Beteiligungen bei der Banca Generala in Bukarest, bei Becker & Co. in Leipzig und bei „einer“ westdeutschen Bank. Die rumänische Gründung gilt selbst bei Gegnern der Diskontogesellschaft als aussichtreich, da Rumänien erst jetzt anfängt, seine Getreideausfuhr durch entsprechende bankliche und maschinelle Einrichtungen zu heben, die da unten noch als Neuheiten zu gelten scheinen. Die Erwerbung des Bankhauses Becker in Leipzig könnte nur besonders wichtig werden, wenn damit Finanzirungen in der sächsischen Industrie verbunden wären. Große Gründungen kämen dann allerdings wohl nicht vor, aber vielleicht verschiedene kleine; daß auch solche jetzt Herrn von Hansemann willkommen sind, zeigt ja die „Umwandlung“ der tucherischen Brauerei in Nürnberg, wo man noch dazu mit der Dresdener Bank theilen muß. Eine Brauerei und die Diskontogesellschaft: Das war früher undenkbar. Bei Becker, als einer Privatfirma, sind keine Reserven zu schlucken, wie es bei Institutionen sonst gern geschieht. Das westdeutsche Institut soll die klug geleitete aachener Diskontogesellschaft sein, die mit dem Berliner Institut gleichen Namens schon lange eng liirt ist und von deren Aktien ein hübscher Posten in der Behrenstraße lag. Die Aktien stehen 139, die Reserven betragen nicht 3 Millionen. Das wäre immerhin mitzunehmen. Endlich sprach man noch von Born & Basse, einem bekanntlich sehr reichen Berliner Bankhause, dessen Chef plötzlich erkrankt ist; es hat schon auf manchem Prospekt neben der Diskontogesellschaft figurirt. Man kann aber doch nicht das reine Vermögen einer Firma ankaufen, selbst wenn es durch die klügsten Sanirungen und die glücklichsten Terrainpekulationen angehäuft worden ist. Born & Basse haben kein Kundengeschäft; ihr Hauptaktioum war unstreitig der jetzt erkrankte Chef, dessen Persönlichkeit allerdings früher als ein glänzender Gewinn gegolten hätte. Jetzt nun statt seiner den jüngeren Bruder zu „gründen“, nur weil er der Bruder eines Mannes ist, der sich kürzlich zu seiner innerlichen Beruhigung 6 Millionen in Gold von der Reichsbank kommen ließ, wäre doch etwas gewagt.

Das Beste kommt zuletzt: die Diskontogesellschaft hat die 40 Millionen ihrer Norddeutschen Bank-Aktien nur zu Pari aufgenommen. Das ist bei einem Papier, das noch immer acht Prozent abwirft, eine niedrige Bilanzirung. Die Bayerische Handelsbank steht bei der selben Dividende 184, die Pfälzische 144, Schaaffhausen 151, die Darmstädter Bank 152. Rechnet man die zwei Prozent hinzu, die die Diskontogesellschaft bei ihren zehn Prozent Dividende gleichsam auf diese Aktien „drauslegen“ mußte, so bleibt die Aufnahme zu Pari noch immer niedrig genug; eine sehr ausgedehnte stille Reserve wird so geschaffen. Das ist der beste Posten, den die Diskontogesellschaft heute aufweist; ihre ungünstigeren Seiten werden von den durch manche Ablehnung gereizten Feinden oft genug beleuchtet.

Notizbuch.

Franz von Holtendorff schildert in seinem kleinen Buche „Ein englischer Landsquire“, wie er im Jahre 1861 in Dublin einen sozialwissenschaftlichen Kongress besucht habe und auf der Rückreise bei dem „unverfälschten Landsquire“ Lloyd Baker in Gloucestershire als Gast eingekehrt sei. Hinter herrlichen Kastanienbäumen sah er da ein altes Gebäude und erfuhr auf seine Frage von Baker, es habe lange der Familie Powel gehört, die England hervorragende Rechtsgelahrte geschenkt habe. „Von dem trefflichen Richter Sir John Powel erzählt man sich Folgendes: Die Dezenprozesse waren unter den letzten Stuarts noch in Blüthe. Man brachte ein altes Weib in die Gerichtssitzung, unter der Beschuldigung, daß sie fliegen könne. Powel fragte: „Angeklagte, können Sie fliegen?“ „Ja, Mylord“, erwiderte die Beschuldigte. „Nun, dann fliegen Sie nur nach Hause“, sagte Powel.“ Holtendorff fügt hinzu: „Wie viel Weisheit liegt in dieser kleinen Anekdote! Wenn zum Beispiel gefragt wird: „Angeklagter, Sie wollen also den Staat über den Haufen rennen und Gebietsstücke gewaltfam losreißen?“ so könnte man einem Beständigen auch zuweilen, wie der alte Powel, sagen: „Nun, — stürzen Sie nur den Staat und reißen Sie einmal ein Stück ab. Vor der Hand aber gehen Sie zur.“ Im deutschen Norden werden heutzutage in nicht zu langen Zwischenräumen Vereine aufgelöst, Kongresse verboten und Prozesse eingeleitet, weil angeblich ein Einzelner oder eine Gruppe den Umsturz alles Bestehenden plant und dem Staat den Untergang sinnt. Es wäre sehr schön, wenn in dem Lande der Brufen, des Drills und der vormärzlichen Erbweisheit nach mancher üblen Erfahrung mit thicantösen Maßregelungen endlich einmal ein Minister erstünde, der den Muth hätte, in der Bekämpfung frecken Strebens so weise zu sein wie Powel und Holtendorff.

Das Telegramm, das der Kaiser am zweiundzwanzigsten März 1890 nach Weimar sandte und in dem er, zwei Tage nach Bismarcks Entlassung, sagte, ihm sei zu Muth, als ob er seinen Großvater zum zweiten Male verloren habe, war nicht, wie bisher angenommen und am sechsten August hier erzählt wurde, an den Großherzog, sondern an den Direktor der Kunstschule in Weimar gerichtet, den Grafen Emil von Görz-Schlich, der den Kaiser auf den Seereisen zu begleiten pflegt und für die vom berlinischen Volkswirth Reue Marktgrafenstraße gekaufte Puppenallee im Thiergarten einen märkischen Herrscher modelliren soll.

Ein interessanter Prozeß, der geeignet gewesen wäre, Beziehungen angesehener Bankinstitute zu einer der ältesten und von den Gläubigern geachtetsten berliner Tageszeitungen in helle Beleuchtung zu rücken, ist, wie ein Blatt meldete, am zwanzigsten August leider nicht zum Austrag gekommen. Und warum nicht? Weil der Hauptbetheiligte das bessere Theil erwählte und aus Rücksicht auf liebe Kollegen es vorzog, durch Abwesenheit zu glänzen. Schade! Börse und Presse hätten da einmal die wunder schönste Gelegenheit gehabt, ihre Anschauungen und Grundsätze zu bekennen und auszutauschen. Man hätte aus dieser Zwiesprache vielleicht erfahren, wer von Beiden am Weitersten jenseits von Gut und Böse steht: die Bankinstitute, die sich von den „Vertretern der öffentlichen Moral und Meinung“ private Gutachten und ähnliche Dinge zu Honoraren von schwindelhafter Höhe anfertigen lassen,

oder die Journalisten aus dem Handelstheil, die jahraus, jahrein die klingenden „Beleidigungen“ unentwegt in die Tasche stecken. Jedenfalls wäre es sehr interessant gewesen, die Höhe der „Gratifikationen“ nach dem heutigen Kurs in deutlichen Ziffern zu erfahren. In der berliner Volkszeitung wurde berichtet, der Angeschuldigte sei ein Herr Duns, Handelsredakteur der Vossischen Zeitung, der auf verbotenen Wegen Geld erjagt habe. Leider hat er die Klage gegen seine „Verleumder“ im letzten Augenblick zurückgezogen. Als Handelsredakteur war er der Nachfolger der Herren Schweiper und Moritz Meyer. Die Vossische Zeitung hat Unglück.

In den Zeitungen liest man seit Wochen, Bismarcks Memoiren würden nächstens bei Cotta erscheinen, der Vertrag sei schon längst gemacht, das Honorar betrage eine Million Mark, in Stuttgart werde „mit feberhafter Eile“ gesetzt, vier Korrekturabzüge seien „in Berlin zur Censur“, und ähnlich schöne, die Sensationenslust stachelnde Nachrichten, die nur eben ein Bißchen unglauwürdig klingen. Daß der Fürst mit der Hilfe Volthars Bucher Erinnerungen aus seinem Leben geschrieben hat, daß diese Niederschrift sich auf alle Epochen von der Kindheit bis zur Entlassung aus den Aemtern erstreckt und, sobald die Erben es für angezeigt halten, veröffentlicht werden wird, ist ja allgemein bekannt geworden. Ein Recht, das Manuscript — von dem ein Theil vor Jahren gesetzt wurde, um dem Fürsten das Lesen und Korrigiren zu erleichtern — einer Censur zu unterwerfen, steht keinem Menschen zu; und Personen, die es wissen könnten, sagen, daß ein Vertrag mit Honorarbestimmung überhaupt noch nicht abgeschlossen ist und die Entscheidung über den Umfang des Werkes und den Termin des Erscheinens kaum vor dem Spätherbst gefällt werden wird.

Ungebuldige Leute zerbrechen sich schon jetzt den Kopf, um für den Sarkophag, der im berliner Dom auch für die holländische Region das Andenken Bismarcks verewigen soll, passende Bibelsprüche zu finden. Hier sind drei aus dem Buch Jesus Sirach, die vielleicht nicht ganz unangebracht wären: „Er ging mit Löwen um, als scherzte er mit Böklein, und mit Bären als mit Lämmern.“ „Da er lebte, that er Zeichen; und da er tot war, that er Wunder.“ „Er ließ sich nichts zwingen; und da er tot war, weisagte noch sein Reichnam.“

Ein hehrer Tempel deutscher Kunst ist, wie hier schon mehr als einmal erwähnt wurde, das durch hohe Kunst geehrte Hoftheater in Wiesbaden. Während des letzten Spieljahres erschienen auf dieser Bühne: Goethe siebenmal, Schiller viermal, Hebbel, Lessing, Grillparzer, Freytag je einmal, Kleist dreimal; an achtzehn Abenden wurden also Werke der ersten deutschen Dramatiker aufgeführt. Die selbe Summe ergiebt sich, wenn man die Aufführungen zusammenzählt, die dramatische Meisterwerke des Votchschafters Grafen Philipp Eulenburg und des Hauptmannes Joseph Lauff in Wiesbaden erlebten. Graf Eulenburg kam mit dem „Sestern“ sechsmal, Herr Lauff mit dem „Burggrafen“ siebenmal, mit „Salvo“ fünfmal zum Wort. Jeder poetisch gestimmte Patriot muß einräumen, daß der Leiter dieses Kunstinstitutes, Herr von Hülsen, der Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Lessing, Grillparzer und Freytag zusammen im Spielplan eben so viel Raum gönnt wie den Dioskuren Joseph und Phili, die Zeichen der Zeit weise zu deuten versteht.